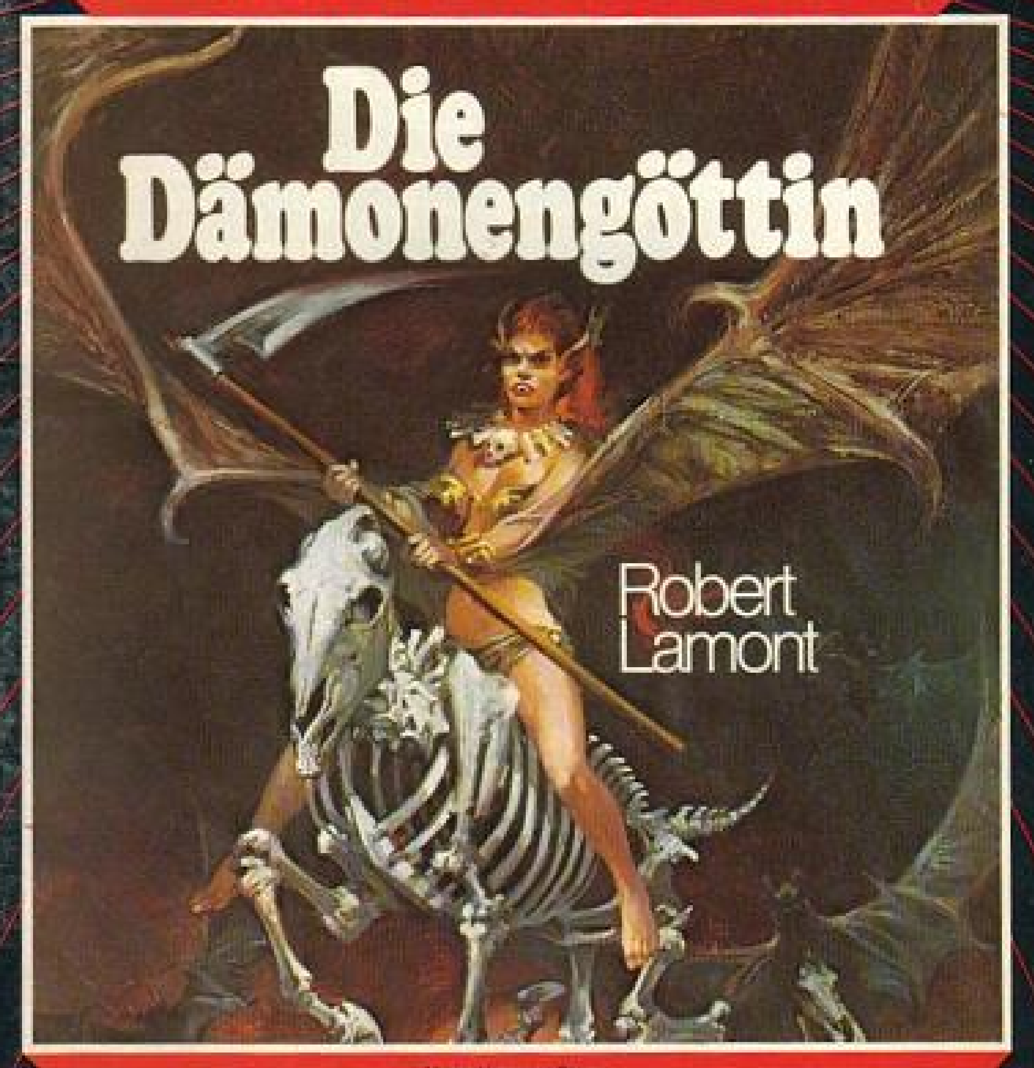
1,20 DM/Band 33

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Schweiz Fr 1,50



Die Dämonengöttin

Professor Zamorra Nr. 33

von Michael Kubiak

erschienen am 23.09.1975

Titelbild von Vicente Ballestar

Die Dämonengöttin

Vor undenklichen Zeiten wurde die Schreckensgöttin in das Reich der Finsternis verbannt.

Sie herrschte mit ungeheuerer Brutalität in den Dimensionen des Wahnsinns. Ganze Dämonenheere waren ihr Untertan. Und immer wieder gelangten unschuldige Menschen in ihr Reich.

Doch eines Tages geschieht das Grauenhafte.

Die Schreckensgöttin durchbricht ihren teuflischen Kreis.

Sie kehrt zurück!

Zurück zur Erde…

Der Wind sang sein ewiges Lied.

Tausende von Kilometern hatte er zurückgelegt über diese endlose Wüste aus Tälern, sanften Hügeln und schroffen Felskanten und Tafelbergen. Millionen und Abermillionen von Kristallen reflektierten das Sonnenlicht und machten das Sandmeer zu einer gleißenden Hölle.

Der alte Mann in der Senke hatte kein Auge für diese grausame Schönheit. Tief gebeugt kniete er am Fuß der Dattelpalme und grub mit langsamen Bewegungen den Sand um den Stamm herum beiseite. Seine Väter und Vorväter hatten es schon so gemacht, denn die Palmen bedeuteten Leben, gaben ihrem Dasein einen Sinn und erhielten es.

Der Grundwasserspiegel war im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer tiefer gesunken. Also waren die Bewohner der kleinen Oase dem Grundwasser gefolgt, hatten die Wurzeln ihrer Palmen zum Wasser hingeführt.

Doch bei dieser Palme, von der nur noch die Gerippe der Kronenwedel über den runden Sandwall hinausschauten, war es umsonst gewesen.

Sie war verdorrt, ausgetrocknet, gestorben.

Solange der alte Mann sich erinnern konnte, hatte sie nie Früchte getragen.

Und wieder versuchte der Alte in dem weißen Burnus, die Pflanze zum Leben zu erwecken, suchte die Ursache ihres Dahinsiechens.

Mit zittrigen Händen schaufelte er den Sand, der immer wieder nachrieselte. Er legte den Stamm frei, drang weiter vor in die Tiefe.

Da stießen seine Finger an einen Widerstand. Ein brennender Schmerz durchfuhr den Arm des Alten. Das Blut wurde zu flüssigem Metall, das seine Adern sprengen wollte. Die Hand des Alten zuckte zurück. Über das gefurchte Gesicht glitt ein Ausdruck des Unglaubens, der Verwirrung.

Die Finger krümmten sich und näherten sich wieder dem unbekannten Hindernis. Nein, das waren keine Wurzeln, es musste etwas anderes sein. Wieder berührten sie den Gegenstand. Es war, als würden die Wurzeln des Baumes ihn festhalten und nicht hergeben wollen.

Die Hand des Mannes schloss sich um den rätselhaften Fund.

Der Schmerz wurde unerträglich, füllte seinen Leib, seinen Geist, ließ ihn heiser aufschreien. Der Laut verhallte ungehört. Man schrie oft hier in dieser Hölle, die einen festhielt wie mit stählernen Klammern. Der Mensch brauchte ein Ventil, musste sein Leid loswerden können und schleuderte es in seiner Ohnmacht der Wüste in den glosenden Rachen.

Plötzlich glitt über das Gesicht des Alten ein Schimmer der

Verzückung.
Der Gegenstand löste sich und ließ sich bewegen.
Mit einer letzten Kraftanstrengung riss der Mann daran, und seine Hand glitt hervor.
Es war ein kantiger Stein, geschliffen wie ein Diamant. Doch ihm wohnte kein Glanz inne. Er war schwarz und schluckte jeden Lichtstrahl.
Gebannt starrte der alte Beduine darauf.
Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen.
Er reckte die Arme hoch, hielt den Stein über seinen Kopf wie den Siegerpreis eines Reiterspiels.
Seine Lippen bebten. Der zahnlose Mund öffnete sich, wollte etwas hervorbringen, einen Ruf, einen Warnschrei vielleicht.
Der Stein entwickelte ein Eigenleben, wurde heller und glich mehr und mehr der Farbe des Sandes. Ja, er überstrahlte diesen noch und leuchtete schließlich.
Es war ein Leuchten, das nicht von dieser Erde stammte.
Es verschlang den Alten, stürzte sich auf seinen Geist, seine Seele, einem Raubtier gleich, das nach einer Ewigkeit des Hungers und Verdurstens seinem Käfig entspringt.
Und das Licht fand Beute.
Ein letztes Zucken der Mundwinkel. Eine letzte schwache Geste der erhobenen Arme.
Dann stolperte der Alte zurück, fuhr mit den Händen wild durch die Luft, als wolle er sich von dem Stein lösen. Doch der klebte wie festgeschweißt an den Fingern des Mannes und verwuchs mit ihnen.
Schaum trat auf die Lippen des Alten. Er wollte schreien.
Wieder machte er einen Schritt zurück, wollte der Sandhölle, dem Grab um den Palmenstamm, entfliehen.
Ein Röcheln drang aus seinem Mund.
Er sank auf den Rücken, schlug mit dem Kopf in das weiche Sandbett.
Eine Staubwolke stiebte auf.
Sand rieselte nach, ergoss sich auf das Gesicht des Alten, füllte seine Augen, die Nasenlöcher, verkrustete die Lippen.
Ein Würgen schüttelte den greisen Körper.
Eine letzte Bewegung noch, dann geriet der ganze Wall in Bewegung.
Er begrub den alten Mann unter sich. Nur seine verkrampften Hände mit dem Stein ragten noch heraus.
Der Stein hatte wieder seine alte Farbe angenommen, er war schwarz wie zuvor.
Und der Wind spielte mit den auf geheimnisvolle Weise in vollem Grün stehenden Palmblättern…

***

Die Sonne stand im Zenit.

Erbarmungslos brannte sie auf die flachen Gebäude herab, die sich durch ihre Existenz gegen die Dünen und Sandmassen zur Wehr setzten.

Früher einmal, zur Zeit der großen Kamelkarawanen, hatte diese Oase zu den reichsten in der ganzen näheren und ferneren Umgebung gehört. Heute jedoch, wo die Kamele durch PS- starke Lastwagen und andere Fahrzeuge ersetzt worden waren, stand sie am Rande ihres Zerfalls.

Nur vereinzelt kamen noch Menschen und fanden in den Mauern der Häuser Zuflucht vor dem Fegefeuer Sahara. Zumeist waren es umherziehende Beduinen, die auch die angenehmen Seiten der Zivilisation und des modernen Alltagslebens nicht an einen festen Ort fesseln konnten.

Und dann geschah es auch von Zeit zu Zeit, dass einer der Tankwagen, die für eine große Ölgesellschaft das schwarze Gold beförderten, vom Wege abkam und hierher fand.

Sonst waren die Bewohner dieser Siedlung in der Einöde auf die Einkünfte aus der Dattelernte angewiesen. Und die war meist kärglich genug.

Es war immer weniger Wasser da, und in einem immerwährenden Kampf trotzten die hier Lebenden der Wüste Wassertropfen um Wassertropfen ab.

Die Quellschüssel wurde zum Glück von einem artesischen Brunnen gespeist und gab immer noch genügend Wasser, um die Menschen am Leben zu erhalten.

Ganz selten kamen hier sogar Touristen vorbei, die das Wagnis auf sich nahmen, um die Sahara zu durchqueren. Doch das geschah alle Jubeljahre einmal, und man war froh, wenn diese Verrückten sehr schnell weiterzogen.

Sie versuchten das Schicksal, forderten es heraus und spielten mit ihrem Leben. Wer die Wüste kannte, dem kam solcher Wahnsinn nicht in den Kopf, und Leute, die eine Reise durch dieses Sandmeer auf die leichte Schulter nahmen, waren schon so gut wie tot – zumindest in den Augen der Oasenbewohner.

Stille lag zwischen den Häusern, die die gleiche Farbe hatten wie der Sand. Sie warfen keinen Schatten, und die Oase lag da wie tot.

Man hatte sich in die Kühle der Behausungen zurückgezogen und ruhte sich aus.

Nur auf der Sandstraße, die man als Hauptstraße der Oase bezeichnen konnte, bewegte sich eine Gestalt.

Sie war tief verschleiert, und nur die Augen mit ihrem charakteristischen Schnitt verrieten, dass es sich um eine Frau handeln musste.

Auch war der Gang nicht der eines Mannes. Gingen die Männer schon in stolzer Haltung aufrecht dahin, so glich das Schreiten dieser Frau eher einem Schweben.

Leichtfüßig eilte sie den Randbezirken der Oase zu, dahin, wo der Ring der Dattelpalmen sich ausfasert und allmählich in die Einöde überging.

Es war Fatme, die Enkelin des Oasenältesten.

Ihr Großvater war schon seit Stunden draußen bei den Palmen, um die er sich kümmerte, als wären es seine Kinder. Fatme dachte daran und schüttelte in einem leisen Lächeln den Kopf.

Es war schon ein verrückter, aber lieber alter Mann. Er sprach sogar mit den Bäumen und erzählte ihnen die kärglichen Neuigkeiten des Tages. Immer wenn er den Sand um die Stämme wegschaufelte, sprach er zu ihnen und schimpfte auf den ewigen Wind, der immer neue Sandmassen heranschleppte und nach und nach die Oase zudeckte.

Doch der Alte Abd El Naftali ahnte immer schon im Voraus, welches der Häuser durch eine Wanderdüne bedroht wurde, und leitete rechtzeitige Vorsichtsmaßnahmen ein.

Fatme war stolz, dass dieser Mann ihr Großvater war. Auch genoss sie hohes Ansehen bei den anderen Mitbewohnern, war sie doch mit dem Ältesten der Oase verwandt.

Suchend ließ das Mädchen am Rande der Ansiedlung den Blick in die Runde schweifen. Sie wusste, dass Rufen keinen Zweck hatte.

Zu laut pfiff und heulte der stetige Wind. Und in den Gruben um die Palmenstämme hörte man sowieso kein Geräusch von oben. Alles wurde von diesem verfluchten Sand verschluckt, jeder Laut, jedes ungewöhnliche Geräusch. Nur der Wind begleitete die Arbeit der Fleißigen und der um ihr Überleben kämpfenden.

Fatme musste einfach ihr Glück versuchen und konnte nur hoffen, dass sie auf Anhieb die richtige Grube fand.

Besonders die verdorrte Palme ganz am Rand des Palmenhains zog ihre Blicke mit sonderbarer Kraft an. Unwillkürlich lenkte das Mädchen in dem hellbeigen Burnus seine Schritte darauf zu. Eine innere Stimme sagte ihr, dass sie ihren Großvater dort finden würde.

Bald schon stand sie am Rand des Sandwulstes und schaute hinauf. Eigentlich hätte sie aus dieser Nähe ihren Großvater hören müssen. Doch kein Laut drang an ihre Ohren.

Entschlossen schickte sie sich an, den Wall zu erklettern. Es war ein schwieriges Unterfangen, denn für jeden Schritt, den sie nach oben schaffte, glitt sie einen halben wieder zurück.

Bald ging ihr Atem schnell und schneller und sie begann zu keuchen wie ein kurzatmiges Pferd.

Schweiß perlte auf ihrer Stirn, der aber in Sekunden von dem

warmen Wind getrocknet wurde. Sie machte eine kurze Pause und versuchte ihr Glück, indem sie sich bemerkbar machte.

»Großvater, Abd El Naftali, wo seid ihr?«

Ihre Stimme verhallte ungehört. Keine Reaktion erfolgte, keine Stimme antwortete, alles blieb still und tot.

Und wieder.

»Großvater, Abd El Naftali, wo seid ihr? Ich rufe euch! Gebt mir Antwort!«

Und wieder blieb alles stumm. Etwas Unbekanntes und nie Gefühltes presste Fatmes Herz zusammen. Sie war nicht abergläubisch, doch die Dämonen der Wüste waren für sie ebenso mögliche Wesen wie ihre Mitmenschen es waren.

Sie hatte den alten Mann immer gewarnt, so weit hinauszugehen.

Doch er hatte sie nur ausgelacht.

»So alte Männer wie mich verschmähen sogar die Geister der Wüste. Mir kann nichts passieren. Außerdem weiß ich, wie ich mich zur Wehr zu setzen habe.«

Das hatte der Alte immer gesagt, wenn sie ihn vor den unbekannten Gefahren der Sahara gewarnt hatte. Und was konnte sie ihm noch viel erklären? Er war so erfahren, kannte sich so im Leben aus, dass er sie ausgelacht hätte, wenn sie ihm seine Exkursionen verboten oder ausgeredet hätte.

Fatme raffte sich auf. Sie war wieder zu Atem gekommen. Und sie musste weiterklettern.

Noch zwei Meter, und sie hatte den Rand des Walles erreicht.

Dann würde sie ihren Großvater sehen können, den sie über alles liebte und der ihr großes Vorbild war.

Ein letzter Schritt noch, und sie stand oben.

Sie blickte erst über die Oase hinweg und dann hinunter in die Grube.

Ein schriller Schrei klang auf.

Sie riss sich den Schleier vom Gesicht und entblößte ein ebenmäßiges Gesicht. Mit einem verzweifelten Sprung landete sie in der Senke.

Ihr Herz blieb fast stehen.

Gebannt starrte sie auf die Hände, die sich grotesk aus dem Sand wanden und einen schwarzen Stein festhielten. Die Hände sahen so aus, als wären sie versteinert.

Zögernd tastete sich das Mädchen vor. Sie streckte ihre Hand aus und wagte es, eine Hand zu berühren.

Trotz der brutalen Sonnenhitze war sie eiskalt. Als hätte sie sich verbrannt, so riss Fatme die Hand wieder zurück.

Der Stein hatte es ihr angetan. Sie konnte ihre Augen nicht davon lösen. So stark musste der Eindruck dieses Steins sein, dass Fatme auch nicht daran dachte, sich davon zu überzeugen, zu wem die

Hände gehörten. Es schien sie gar nicht zu interessieren.

Nur der Stein war ihr wichtig. Ihn schaute sie an, und ihre Lippen formten unablässig irgendwelche Worte.

Sie berührte den Stein.

Ein verzehrendes Feuer durchpulste ihren Körper. Sie zuckte und wand sich wie unter Stromstößen. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Die Pupillen hatten sich nach hinten gedreht, und nur das Weiße der Augäpfel gab dem Gesicht einen unvorstellbaren, einen grauenhaften Ausdruck.

Fatme bekam von alldem nichts mit. Sie war das Opfer geheimnisvoller Mächte, die mit ihr ein Spiel trieben und sie als Werkzeug ihrer Launen benutzten.

Ihre Hand umfasste den Stein. Wie festgeschweißt lagen ihre Finger auf der glatten Oberfläche der sonderbaren schwarzen Substanz.

Etwas zwang sie, den Stein zu nehmen, den Händen, die einem Toten gehören mussten, zu entreißen. Sie packte fester zu. Ihr Blick wurde unklar, fern, die Pupillen erschienen wieder und ließen das Gesicht der jungen Frau wieder menschlich aussehen.

Doch sie weilte mit ihren Gedanken und Vorstellungen in einer anderen Welt, einer Welt, die ihren Ursprung nicht im Hierseits hatte.

Ein fast brutal zu nennender Ruck.

Ein leises Krachen erscholl.

Schlaff wichen die Finger des im Sand Begrabenen auseinander.

Fatme hatte der Leiche durch ihre gierige Bewegung die Finger gebrochen.

Aber sie hatte den Stein. Und darauf allein hatte sie es abgesehen.

Der allein war ihr wichtig, und ließ sie alles vergessen, das vorher ihr Leben bestimmt hatte.

Jetzt trieb sie nur der Drang, mit ihrem Fund allein zu sein.

Ohne sich weiter um die Leiche unter dem Sand zu kümmern, erhob sie sich und kletterte aus der Grube.

Auf dem Kamm des Walles warf sie noch einen Blick zurück auf die Hände, die nach wie vor aus dem Sande ragten.

Ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen. Ganz nebenbei erkannte sie auch, dass der Baum, der immer trocken und kurz vor dem Eingehen gewesen war, wieder Grün trug.

Sie nahm es als selbstverständlich hin, fragte sich nicht, was der Ursprung dieses Wunders war.

Mit langen Schritten glitt sie an der Außenseite des Walles hinunter und machte sich eiligen Schrittes auf den Weg in die Oase.

Sie hatte es nicht weit.

Doch ihre Ungeduld, mit dem Stein allein zu sein, kannte keine Grenzen, und sie begann zu rennen.

Sie wusste nicht, wo dieser Lauf enden würde.

Dass das Ziel des Laufes weit jenseits ihrer Behausung lag, konnte sie nicht ahnen.

Und doch war es so.

Das Grauen grinste bereits und hatte seine Faust erhoben…

***

Als Fatme die Behausung ihrer Familie erreichte, war sie außer Atem. Sie keuchte, und Schweiß perlte auf ihrer Stirn.

Immer noch brannte die Sonne vom Himmel und trieb der Wind wallende Sandschleier über die Oase hinweg. Aus den Häusern rechts und links vor ihr vernahm sie deutlich Stimmengemurmel und das Geklapper von irdenen Gefäßen.

Kindergeschrei und das Blöken von Kamelen mischte sich in diese Klangkulisse. Die Oase war von Leben erfüllt, auch wenn es dem oberflächlichen Betrachter nie aufgefallen wäre.

Fatme barg den schwarzen Stein wie einen kostbaren Schatz an ihrer Brust. Ihr weites Gewand hatte sie darübergeschlagen, so dass niemand sehen konnte, was sie da in den Händen hielt. Vorn übergebeugt eilte sie dahin.

Am Eingang zu dem niedrigen Gebäude, in dem sie wohnte, zögerte sie einen Augenblick. Der Gedanke an ihren Großvater zuckte durch ihr Hirn, versank aber sofort wieder im Wirbel der Neugierde auf den geheimnisvollen Fund.

Ohne ein Anzeichen einer Gefühlsregung betrat Fatme das Haus.

Sie lief sofort durch den Gang und verschwand in ihrem Zimmer.

Es war mehr als kärglich eingerichtet. Nichts von dem Prunk des Orients, von dem sich Reisende so gerne so viel erzählen. Der Boden bestand aus einer lehmartigen Masse. Darauf lag ein schmaler Berberteppich vor einer Pritsche, die dem Mädchen als Bett diente.

Irgendein durchreisender Lastwagenfahrer hatte sie hier vergessen und ahnte sicher nicht, dass er damit den Bewohnern der Oase einen Schatz hinterlassen hatte.

Fatme hatte das Bett bereits einem ihrer Brüder versprochen. Er sollte es erhalten, wenn sie heiraten und die Oase verlassen sollte.

Doch noch gehörte die Lagerstatt ihr.

Sie zog den Schleier vom Gesicht und stieg aus dem Burnus. Ihr Gesicht war von einer Schönheit, wie man sie vielleicht bei den Prinzessinnen aus Tausendundeiner Nacht hätte erwarten können. Ihr Körper war schlank und wirkte fast zerbrechlich. Doch er vermittelte auch den Eindruck von unerwarteten Kräften und Energien.

Fatme hatte den Stein auf den Boden vor ihrem Bett gelegt.

Jetzt ließ sie sich auf die Knie nieder, um ihn näher zu betrachten.

Und je länger sie ihn anschaute, desto weiter versank die Wirklichkeit um sie her. Vergessen war die Oase, ihr Großvater, die

Wüste und der immerwährende Sturm.

Nur der Stein hatte Bedeutung für sie. Er war nun ihr Lebensinhalt, bestimmte ihr Dasein und übermittelte ihr Befehle, die sie instinktiv sofort ausführte.

Sie hob den Stein vom Boden hoch.

Wieder durchströmte sie dieses Feuer. Doch nun verursachte es ihr keine Schmerzen, sondern ließ sie ein Lustgefühl empfinden, dessen sie sich nie fähig geglaubt hätte.

Sie legte den Stein auf ihr Bett.

Dann bückte sie sich und holte unter der Pritsche einen Beutel hervor.

Sie kramte darin herum und zerrte einen Lappen heraus.

Mit diesem Lappen begann sie, den Stein auf ihrem Bett zu polieren.

Dabei summte sie ein Lied vor sich hin.

Doch plötzlich brach ihr Gesang abrupt ab.

Verwirrt schaute sie sich um. In ihren Augen lag ein Ausdruck panischer Angst. Etwas Schreckliches hatte sie erblickt, so schrecklich, dass sie jetzt noch fröstelte, als sie daran dachte.

Die Erscheinung war nur undeutlich gewesen, doch deutlich genug, um ihren Charakter zu erkennen.

Es war ein Monstrum aus der Hölle. Es musste es gewesen sein, denn wer hätte je von einem Wesen berichtet, das so aussah und auf der Erde existierte.

An der gegenüberliegenden Wand war es ihr erschienen, hatte sie angegrinst und war dann sofort wieder verschwunden. Fatme rieb sich die Augen. Träumte sie oder wachte sie?

Sie nahm sich erneut den Stein vor und wischte mit dem Tuch darauf herum. Und wieder zuckte sie zusammen, öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei. Ein Röcheln kam über ihre Lippen. Sie erhob sich. Den Stein behielt sie dabei in der Hand. Sie schwankte leicht und musste sich an der Wand stützen. Schwerfällig ging sie zur Tür und wollte ihre Mutter rufen.

Doch ein Leuchten in ihrer Hand ließ sie diese Absicht vergessen.

Es war der schwarze Stein, der plötzlich von einem verzehrenden Feuer umlodert wurde. Zu ihrem maßlosen Erstaunen spürte Fatme keine Schmerzen an den Fingern, zwischen denen die Flammen züngelten.

Unverwandt starrte das Mädchen auf den Stein. Die geschliffenen Flächen wurden zu Bildflächen, auf denen sie die schrecklichsten Dinge erblickte, die ein Mensch sich vorstellen konnte. Folterungen, Vergewaltigungen und Szenen voller Blut und Grauen.

Fatme wollte die Augen schließen, doch eine unbekannte Kraft befahl ihr, weiter hinzuschauen. Sie folgte dem Befehl, starrte weiter auf den Stein und wurde totenblass.

Ihre Augen bekamen den Glanz, wie man ihn bei Wahnsinnigen beobachten kann. Sie sank in die Knie. Den Stein hatte sie mit den Händen fest umklammert, als wolle sie ihn nie wieder hergeben.

Ihre Lippen bebten.

Ein Hauch löste sich von ihnen, wurde zu einem Laut und formte sich zu Worten, die wie ein Wind durch den Raum wehten.

»Ja, Herrin, ich komme. Ich werde dir folgen. Ja, oh Herrin des schwarzen Steins! Befiehl, und ich werde gehorchen!«

Dann kippte sie vornüber und blieb starr auf dem Boden liegen.

Das Feuer, dessen Ursprung der schwarze Stein war, erfasste ihren Körper, hüllte ihn ein und schien ihn gierig auffressen zu wollen.

Doch keine Beschädigung zeigte sich. Die Flammen vermochten ihm nichts anzuhaben. Die Kleidung blieb heil, und keine Wunde zeigte sich.

Das Feuer verzog sich nach einiger Zeit, glitt aus der Tür, als wäre es mit eigenem Leben erfüllt, und verschwand nach draußen.

Es breitete sich aus, ergoss sich über die Gebäude, füllte die Wege zwischen ihnen aus und legte sich über die Palmen und Dünen rings um die Oase.

Für Minuten waberte es dort, viel heller als die gleißende Sonne, dann erlosch es.

Scheinbar unberührt lagen die Bauten nun wieder da. Die geisterhaften Flammen hatten keine Spur hinterlassen.

Doch das schien nur so.

Denn nun wohnte in der Oase das Grauen, das jeden verzehren und vernichten sollte, der dieser ehemaligen Zufluchtsstätte zu nahe kam.

***

»Verdammt, pass doch auf«, knurrte Pierre Cousteau übel gelaunt.

Professor Zamorra zog den Landrover im letzten Augenblick nach links und verhinderte so den Zusammenstoß mit einem unförmigen Felsbrocken.

Nicole Duval, die auf der Rückbank saß und eingedöst war, schreckte hoch. »Was ist los? Ist was passiert?«

Professor Pierre Cousteau, Professor für Parapsychologie und Völkerkundler aus Leidenschaft, wandte sich grinsend um.

»Noch ist nichts passiert. Aber wenn Ihr Chef weiterhin diese Piste mit einer ausgebauten Rennstrecke verwechselt, dann wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis wir festhängen. War auch überhaupt eine Schnapsidee, diese Fahrt durch die Wüste allein zu machen. Aber so eine Idee kann ja nur dem exotischen Hirn unseres Geister-Killers von eigenen Gnaden entsprungen sein.«

Professor Zamorra trat wie aus Protest aufs Gaspedal, und der Wagen machte einen wilden Satz nach vorn.

»Hätten wir uns denn diesem Öltransport anschließen sollen? Stundenlang durch Staub und Hitze hinter einer Schlange Lastwagen herfahren, die sich über die ausgefahrene Piste durch die Wüste bewegen? Ihr habt doch gehört, was der Führer gesagt hat. Diese Strecke hier ist eine Abkürzung, über die wir zwei Tage eher in Tunis sein werden. Und passieren kann uns auch nicht viel, weil einige Oasen am Wege liegen. Also regt euch nicht auf. Viel schlechter als in der Ölkarawane ist es doch nicht.«

Damit konzentrierte Zamorra sich wieder auf die Spur, die er sich zwischen den Felstrümmern erst noch suchen musste.

Pierre Cousteau und Nicole Duval ergaben sich in ihr Schicksal.

Mit einem leisen Seufzer lehnte Nicole sich wieder zurück und versuchte zu schlafen. Pierre Cousteau stopfte sich eine Pfeife und rauchte sie an. Zamorra verzog das Gesicht, sagte aber nichts, um seinem Freund nicht vollends die Laune zu verderben.

Sie kamen aus dem Hoggar-Massiv, diesem imposanten Gebirgszug in der Sahara. Zamorra hatte dort seinem Freund Pierre geholfen, Felsmalereien zu vermessen und zu fotografieren. Drei Wochen hatten sie sich dort aufgehalten und eine schöne Zeit verlebt. Zuerst hatte ihnen die Hitze viel zu schaffen gemacht, doch mittlerweile hatten sie sich daran gewöhnt und fühlten sich schon fast als Beduinen auf dem Weg in das heimische Dorf. Das einzige, was ihnen fehlte, waren Kamele, auf denen sie durch die Wüste schaukeln konnten. Dafür waren sie mit ihrem Landrover allerdings schneller.

Die Idee, auf eigene Faust nach Tunis zu fahren, war von Zamorra gekommen. Für ihn hatte die Wüste etwas Gefährliches und Abenteuerliches. Wenn er auch ein Freund von Luxus war, so liebte er es geradezu, sich in Abenteuer zu stürzen, in denen er jegliche überflüssige Annehmlichkeit der Zivilisation vermissen musste. Nur er und die Natur, das war ein grandioser Kampf für ihn, den er um jeden Preis gewinnen musste.

Sie hatten ihre Wasservorräte aufgefüllt, Proviant gekauft und sich noch mit Erinnerungsstücken eingedeckt, mit Burnussen, wie sie die Beduinen bei ihren Wüstenritten trugen, und mit Kopftüchern mit dem charakteristischen Stirnreif. Diese trugen sie auch im Wagen, denn das Tuch, das den Nacken schützte, sorgte erstaunlicherweise für Kühlung. Anfangs hatten sie über ihr Aussehen gelacht. Doch nun hatten sie sich daran gewöhnt und fanden nichts Lächerliches mehr dabei.

Ein Einheimischer in Ghat hatte ihnen den Weg genau erklärt. Danach mussten sie im Laufe des nächsten Tages die Oase En Nahud erreichen.

Der Einheimische, ein älterer Mann mit verwitterten Gesichtszügen, hatte sie auch noch gewarnt, vom Wege abzukommen. Er hatte irgendetwas von einem Ort des Todes gemurmelt, aber nichts Näheres

darüber verlauten lassen. Zamorra hatte zwar versucht, mehr aus ihm herauszubekommen, doch es war vergeblich gewesen. So hatte er es dann gelassen. Und da man in Ghat auf Fremde anscheinend nicht gut zu sprechen war und Zamorra es nicht darauf anlegen wollte, mit irgendwem Streit zu bekommen, hatte er sich auch nicht anderweitig erkundigt, was es mit dieser Andeutung des Mannes auf sich hatte.

Am frühen Morgen waren sie dann gestartet und hatten bis jetzt ein gutes Stück geschafft.

Eine Pause hatten sie noch eingelegt, doch nun fuhren sie seit etwa vier Stunden ununterbrochen durch die bizarre Landschaft dieser Geröll- und Felstrümmerwüste nördlich von Ghat. Zamorra schaute auf die Uhr. »Ich würde sagen, wir machen in einer Stunde wieder eine kurze Rast. Die Maschine muss sich schließlich auch einmal erholen. Überdies müsste mal der Luftfilter gereinigt werden. Dieser Staub setzt ja jede Öffnung zu.«

Pierre Cousteau wurde hellwach. »Rast? Ist das wirklich wahr? Du als Dienst habender Sandfloh willst eine Pause machen? Da glaube ich erst dran, wenn es soweit ist. Bis dahin bleibe ich skeptisch und halte meinen Protest gegen diese Tortur aufrecht.«

Damit verschränkte er die Arme, schob demonstrativ das Kinn vor und starrte nach vorn durch die Windschutzscheibe.

»Und Sie, Nicole? Denken Sie genauso wie unser Miesmacher hier?«, fragte Zamorra nach hinten. Dabei drehte er sich halb um.

Nicole hatte versucht, es sich so bequem wie möglich zu machen.

Müde öffnete sie die Augen.

»Macht doch, was ihr wollt. Euer Streit interessiert mich nicht. Ich hoffe nur, dass wir das alles endlich hinter uns haben. Und dann werde ich eine Woche lang schlafen.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, da stieß Pierre Cousteau einen erschrockenen Ruf aus. »Verflucht, pass auf, sonst kracht's!«

Dabei packte er Zamorras Arm und rüttelte daran.

Zamorras Kopf fuhr herum, und seine Augen weiteten sich erschreckt. Doch die Schrecksekunde dauerte nicht lange. Er hatte sich sofort wieder in der Hand. Er trat auf die Bremse, schaltete dabei herunter und brachte den schweren Wagen einen knappen halben Meter vor der Steinbarriere zum Stehen.

»Das hat uns gerade noch gefehlt«, murmelte er und zerbiss einen Fluch.

Hier war der Weg für sie zu Ende. Ein Erdrutsch, durch wer weiß was hervorgerufen, hatte das Tal, durch das sie schon seit einer Viertelstunde fuhren, völlig und unüberwindbar verschüttet.

Riesige Felsbrocken lagen auf der Piste, Schlaglöcher klafften, wo andere Gesteinsbrocken aus ihrem Bett gerissen worden waren.

Zamorra stieg aus und schaute sich um.

Auch seine beiden Mitreisenden benutzten die Gelegenheit, sich einmal die Füße zu vertreten und zu recken. Nicole ließ misstrauisch ihren Blick schweifen.

»Das sieht mir gar nicht nach einem natürlichen Hindernis aus«, meinte sie. »Normalerweise geht einem Erdrutsch doch ein Regen oder eine größere Erschütterung voraus. Und von Regen kann in dieser trockenen Hölle ja wohl nicht die Rede sein. Auch hat der Bursche nichts von einem Erdbeben verlauten lassen, als wir ihn in Ghat nach dem kürzesten Weg fragten. Wenn ihr mich fragt, dann sollten wir uns hier nicht allzu lange aufhalten. Schließlich soll es hier sogar noch Strauchdiebe und Wegelagerer geben, wie man in Abenteuergeschichten oft lesen kann.«

Nicole fröstelte leicht, obwohl die Luft in der Senke zu kochen schien.

Zamorra kratzte sich am Kopf. Je mehr er sich Nicoles Argumente durch den Kopf gehen ließ, desto mehr musste er ihr im Stillen Recht geben. Das hier sah wirklich nach einem künstlich hervorgerufenen »Erdrutsch« aus. Auch er hatte plötzlich so ein Kribbeln zwischen den Schulterblättern.

Sie lagen hier wie auf einem Präsentierteller. Wenn sie einer unter Beschuss nehmen wollte, so konnte er das von den Felskanten aus, die das Tal säumten. Und er begab sich dabei noch nicht einmal in besondere Gefahr.

Zamorra dachte fieberhaft nach. Was war jetzt zu tun? Zurückzufahren hatte keinen Zweck, denn sie mussten so oder so diese Stelle überwinden. Blieb also nur der Versuch, das Hindernis zu umgehen.

Bis jetzt hatte sich noch nichts auf den Höhen um das Tal herum gerührt. Wahrscheinlich waren die Kerle sich ihrer Beute so sicher, dass sie erst am Abend mal schnell vorbeikamen, um zu sehen, ob ihnen etwas in die Falle gegangen war. Das konnte bedeuten, dass sie nicht unbedingt in der Nähe anzutreffen waren.

Zamorra entschloss sich, den Versuch zu wagen. Er wollte aus dem Tal heraus und sich mit Karte und Kompass einen Weg um die Barriere herum suchen, um danach wieder auf die alte Piste zurückzufinden. Eigentlich müsste es gelingen, dachte er. So wild sah es hier gar nicht aus. Sprit hatten sie genug und zu Essen und Trinken auch. Ein Tag mehr würde sie nicht in Not bringen.

Zamorra gab seinen Begleitern ein Zeichen, einzusteigen, dann erklärte er kurz seinen Plan.

Pierre Cousteau machte zwar ein bedenkliches Gesicht und plädierte für die Rückkehr nach Ghat. Doch Nicole Duval war froh, aus diesem unheimlichen Tal herauszukommen. Sie glaubte schon die ersten Banditen durch die Felsen schleichen zu sehen. Für sie gab es nur eins

– nichts wie weg und einen neuen Weg suchen.
Zamorra ließ den Motor an und wendete.

***

Sie verließen das Tal und hielten sich in westlicher Richtung. Zamorra empfahl seinen Begleitern, die Augen offen zu halten und sich nach möglichen Spuren umzuschauen.
Doch keiner von ihnen entdeckte etwas Verdächtiges.
In der gnadenlosen Hitze flimmerte die Luft und gaukelte ihnen immer wieder neue Bilder vor. Einmal glaubten sie sogar, direkt auf einen See zuzufahren. Aber es war nur eine Täuschung, eine Fata Morgana. Schließlich achteten sie nicht mehr auf diese Trugbilder, und ihre Aufmerksamkeit erlahmte.
So kam es, dass sie die Ansiedlung erst als gegeben erkannten, als sie bereits nur noch knapp zwei Kilometer davon entfernt waren.
Weithin schimmerten die hellen Wände der Gebäude über die endlose Sandwüste. Die Regelmäßigkeit der Formen ließ sofort auf von künstlicher Hand geschaffene Bauten schließen.
Zamorra bremste und schaute sich die Karte an. »Das verstehe ich nicht«, sagte er mehr zu sich selbst als zu den anderen. »Der Karte nach ist hier im weiten Umkreis keine Oase oder sonst irgendeine Ansiedlung eingezeichnet. Na ja, wollen mal sehen, wen wir dort antreffen. Vielleicht ist es auch nur eine Servicestation für irgendwelche Öltransporter.«
Mit Mühe wühlten sich die Räder des Landrovers durch den Sand.
Es gab weit und breit keine Fahrspur, die zu der Gebäudegruppe hinführte. Auch konnte keiner der Reisenden Anzeichen entdecken, dass die Siedlung bewohnt war.
Einige Gebäude am Rand der Siedlung waren vom Sand halb verschüttet.
Sie ragten nur noch zur Hälfte aus den Wanderdünen hervor.
Eine sonderbare Aura lag über den Bauten, eine rätselhafte Kälte, die sich den Reisenden unwiderstehlich mitteilte. Nicole zog fröstelnd die Schultern hoch.
»Wenn wir hier nicht in Afrika wären, würde ich meinen, dass das da vor uns eine Geisterstadt im Wilden Westen ist. Genauso tot sieht das hier aus. Könnte doch sein, dass sich hier einmal eine Oase befunden hat, bei der aber die Quelle versiegt ist, oder?«
Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.
Zamorra nickte nachdenklich. »So ganz geheuer kommt mir das auch nicht vor. Wir werden ja sehen.«
Pierre Cousteau konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Du rechnest natürlich wieder mit Geistern und Dämonen, was«, stichelte er seinen Freund. »Pass auf, gleich erscheint der unheimliche

Sanddämon und weht uns alle zu.«
Aber sein Lachen klang gekünstelt. So ganz konnte er sich dem unheimlichen Eindruck der Gebäudegruppe doch nicht entziehen.
Zamorra gab darauf keine Antwort. Er hatte so seine eigenen Gedanken und hoffte nur, dass sie sich nicht bewahrheiteten. Ihm lagen immer noch die Worte des Beduinen im Ohr, der ihnen in Ghat den Weg durch die Wüste erklärt hatte.
Ein Ort des Todes sollte auf ihrem Weg liegen, hatte er gewarnt.
Doch weiter war nichts aus ihm herauszuholen gewesen. Zamorra rechnete mit dem Schlimmsten.
Sollten sie hier durch Zufall auf diesen geheimnisvollen Ort gestoßen sein?
Angestrengt suchte er nach irgendwelchen Lebenszeichen. Kein Kamel, keine menschliche Gestalt, die sich zwischen den Bauten bewegte. Alles war ausgestorben.
Auch als der Wagen immer näher herankam, tauchte niemand auf, der die Ankunft der Reisenden neugierig aus sicherer Entfernung verfolgt hätte. Es war wirklich eine Geisterstadt, die da vor ihnen lag.
Die ersten Häuser kamen heran. Das Dröhnen des Motors wurde von den glatten Wänden zurückgeworfen und zum Teil von den Sandmassen verschluckt. Die Fenster und Türhöhlen gähnten schwarz und leer. Niemand schaute heraus und trat ins Licht.
»Scheint alles ausgeflogen zu sein«, brach Pierre Cousteau mit unsicherer Stimme das Schweigen.
Zamorra blickte sich mit gerunzelter Stirn um.
»Sieht ganz so aus, als hätte man hier alles in überstürzter Hast verlassen. Wer weiß, was hier geschehen ist«, meinte Nicole Duval vom Rücksitz. Auch sie hielt die Augen offen und passte auf.
Der Landrover erreichte das Zentrum der Ansiedlung. Eine schüsselförmige Senke tat sich vor den Reisenden auf. In der Mitte dieser sandgefüllten Schüssel war der Boden leicht dunkel verfärbt.
Zamorra bremste den Wagen, bedeutete seinen Gefährten zu warten und stieg aus.
Er ging einige Schritte bis zu dem dunklen Fleck und bückte sich.
Er hatte es fast geahnt. Der Fleck war Feuchtigkeit, die durch den Sand nach oben gedrungen war.
Das war allerdings ungewöhnlich. Offensichtlich war die Quelle noch nicht versiegt. Und doch hatte man die Oase versanden lassen?
Unmöglich.
Vergiftetes Wasser? Vielleicht, aber unwahrscheinlich. Dann hätte man Skelette von Tieren finden müssen, die von dem Wasser getrunken hatten. Das schied also auch aus.
Zamorra stand vor einem Rätsel.
»Na, du Geheimniskrämer, was ist nun. Hier ist ja doch nichts zu

holen. Also fahren wir wohl weiter, oder? Ich habe schließlich keine Lust, mir den Geist endgültig aus dem Schädel brennen zu lassen. Na los, komm schon!«, unterbrach Pierre Cousteaus Stimme seinen Gedankengang.

Nicole legte eine Hand auf Cousteaus Schulter.

»Lassen Sie ihn doch, Pierre. Ich habe das Gefühl, als hätte Professor Zamorra etwas entdeckt.«

»Fangen Sie jetzt auch schon damit an«, regte Cousteau sich auf.

»Als Direktor des Parapsychologischen Instituts der Sorbonne bin ich zwar mit übersinnlichen Erscheinungen so ziemlich vertraut. Aber das verleitet mich nicht dazu, überall Geheimnisse oder Dämonen zu sehen.«

Nicole ging nicht darauf ein und stieg ebenfalls aus dem Wagen.

Sie kniete sich neben Zamorra hin und ließ den Sand durch die Finger rinnen. Er war eindeutig feucht. Und doch erschien es geradezu unwahrscheinlich, dass sich die Feuchtigkeit in dieser Hitze an der Oberfläche halten konnte.

Als hätte Zamorra ihre Gedanken erraten, meinte er: »Das ist hier so ungewöhnlich, dass es nicht mit rechten Dingen zugehen kann. Sie haben ja gehört, was der Beduine da von einem Ort des Todes erwähnt hat. Ich glaube, wir haben diesen Ort hier gefunden. Jetzt geht es nur darum, ob wir hier bleiben und der Sache auf den Grund gehen sollen, oder ob wir machen, dass wir von hier wegkommen. Wir wissen so gut wie nichts über die Gegend hier. Daher halte ich persönlich es für besser, wenn wir weiterfahren. Es tut mir zwar in der Seele weh, dieses Rätsel ungelöst zu lassen, doch wäre die Gefahr, dass uns etwas passiert, zu groß, Kommen Sie, Nicole, wir fahren.« Er wandte sich um und wollte zum Wagen zurückgehen. Da weiteten sich seine Augen in ungläubigem Staunen.

Nicole packte seinen Arm und schrie auf. »Professor, Chef, was ist das?«

Der Landrover schien in Flammen eingehüllt zu sein. Eine wabernde Masse verdeckte ihn völlig vor den Blicken des Professors und seiner Sekretärin.

»Pierre, mein Gott!«

Mit einem verzweifelten Ruf riss Zamorra sich los und hetzte auf den Wagen zu. Dabei ruderte er mit den Armen, um in dem weichen Sand nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Für einen Sekundenbruchteil glaubte er in der züngelnden Flammenhölle eine Teufelsfratze auftauchen zu sehen. Doch waren das wohl seine überreizten Sinne, die ihm das vorgaukelten.

Er erreichte den Landrover. Entschlossen wollte er sich in das Flammenmeer stürzen, doch eine plötzliche Feststellung ließ ihn mitten in der Bewegung verharren.

Die Flammen strahlten keine Hitze ab! Auch hörte er nicht das typisch schlagende und fauchende Geräusch eines lodernden Feuers!

Er reagierte gedankenschnell. Seine Hand fuhr zum Hals, und er streifte sich das Amulett über den Kopf. Die Faust umklammerte die Kette und schwang den silbernen Talisman in die kalte Glut.

Mit einem ohrenbetäubenden Knall verschwanden die Flammen spurlos. Pierre Cousteau schrie schmerzgepeinigt auf.

Dann war Stille.

Zamorra riss die vordere Tür an der Beifahrerseite mit einem Ruck auf. Pierre Cousteau saß in sich zusammengesunken auf dem Beifahrersitz. Sein Kopf lag auf der Rücklehne. Er hatte die Augen weit geöffnet. Das Gesicht trug einen Ausdruck panischen Entsetzens.

Die Lippen waren blutleer. Er rührte sich nicht. Zamorra beugte sich in den Wagen hinein und stieß seinen Freund an. Mit einer gespenstischen Bewegung kippte der Mann ihm entgegen.

Zamorra konnte ihn gerade noch auffangen, ehe er vollends aus dem Wagen fiel. Schweißtropfen standen dem Professor plötzlich auf der Stirn. »Nicole, helfen Sie mir. Ich glaube, Cousteau ist etwas geschehen. Er bewegt sich nicht mehr. Wir müssen ihn in den Schatten legen.«

Während Nicole heraneilte, fühlte Zamorra nach dem Puls des Parapsychologen.

Das kalte Grauen griff nach ihm. Er konnte keinen Pulsschlag spüren!

Mit hastigen Bewegungen knöpfte er das Hemd seines Freundes auf und legte seine Hand auf die Herzgegend. Auch hier nichts!

Ein kalter Schauder lief Zamorra über den Rücken. »Mein Gott«, murmelte er leise.

»Was ist denn, Chef?«, fragte Nicole keuchend. »Ist er bewusstlos…?«

Ein Blick in Zamorras Augen ließ sie verstummen. Sie schaute ihn fragend an. Zamorra nickte niedergeschlagen. Tränen standen auf einmal in den Augen seiner Assistentin.

»Warum? Warum nur?«, stieß sie tonlos hervor.

Zamorra presste die Lippen aufeinander, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Sein Freund Pierre tot! Das durfte nicht wahr sein. Es musste doch noch eine Rettung geben!

Nicole half ihm, den Toten aus dem Wagen zu heben. Die Sonne war mittlerweile weitergezogen und stand dicht über dem Horizont.

Sie legten den toten Professor in den Schatten des Landrovers.

Verzweifelt versuchte Zamorra es mit Herzmassage, doch schon bald musste er erkennen, dass alle Versuche in dieser Richtung vergeblich waren.

Nicole holte eine Decke aus dem Wagen und deckte Cousteau zu.

Dann wandte sie sich an ihren Chef. »Machen Sie sich keine Vorwürfe, Professor. Sie können bestimmt nichts dafür. Es war eben

eine Fügung des Schicksals. Es hätte jeden anderen von uns ebenso gut treffen können…«

Zamorra unterbrach sie abrupt. »Was hat uns getroffen, doch nicht das Schicksal. Ich habe immer noch die Worte des Burschen in Ghat im Ohr. Ort des Todes, hat er gesagt. Und er muss eine unheimliche Angst gehabt haben, denn mehr war aus ihm nicht herauszuholen gewesen. Hier sind irgendwelche dämonischen Kräfte im Spiel. Anders kann ich mir das nicht erklären. Und darum werden wir auch nicht weiterfahren. Vielleicht gibt es für Pierre noch eine Rettung. Wir dürfen nichts unversucht lassen.«

Damit erhob er sich und kletterte in den Wagen. Er holte eine für alle Fälle mitgenommene Tragbahre, die man auch als Feldbett verwenden konnte, aus dem Auto.

Er klappte sie auf und hob den Toten darauf. Dann öffnete er die hintere Ladeklappe des Wagens und schob mit der Hilfe seiner Assistentin die Bahre hinein.

Dann bedeutete er ihr, sie solle einsteigen.

»Hier sind wir zu ungeschützt. Ich werde mal sehen, ob ich eine Behausung für uns finden kann. Und dann sehen wir weiter.«

Er ließ den Motor an, und langsam setzte sich der Wagen in Bewegung.

Einen Augenblick mahlten die Räder leer im Sand, dann fassten sie.

Im Schritttempo rollten sie auf eines der flachen Gebäude zu, das in der Abendsonne fast einen idyllischen Anblick bot.

Doch der Hauch des Todes wohnte in den Mauern, und grinsend lauerte das Verderben.

***

Das Gebäude hatte früher einmal als Lagerraum gedient, vermutete Zamorra, als er es betrat. Es war ein großer Raum, der bis auf ein paar windschiefe Regale an den Wänden völlig leer war. Nichts ließ darauf schließen, dass er in der letzten Zeit benutzt worden war.

Auch hatte ihn wohl seit langem niemand betreten, denn Zamorra und Nicole gingen über knöcheltiefen Sand, der durch die Türöffnung hereingeweht sein musste.

Außer ihren waren keine weiteren Fußspuren zu sehen. Auch dieser Bau war bereits von einer Düne halb begraben worden, und es herrschte Dämmerlicht im Inneren, weil der Sand bereits die Fensteröffnungen erreicht hatte.

Zamorra holte eine starke Taschenlampe aus dem Landrover und leuchtete das Innere des Gebäudes ab.

An der Wand über einem der niedrigen Regale gewahrte er einen hellen Fleck. Er ging darauf zu und erkannte einen Kalender, der weiß Gott wie, einen Weg in diese Einöde gefunden haben musste.

Wahrscheinlich war er von einem Reisenden mitgebracht worden.
Zamorra schaute auf das Kalenderblatt, das bereits vergilbt war und sich leicht wölbte.
Montag, 17. Juli 1972, stand darauf.
Nicole war ihrem Chef gefolgt und starrte ebenso verblüfft wie er auf das Papierstück. »Soll das vielleicht heißen, dass diese Oase seit drei Jahren nicht mehr benutzt wird oder sogar ausgestorben ist?«, fragte sie fröstelnd.
Zamorra nickte.
»Kann schon sein. Ich könnte mir nämlich nicht vorstellen, dass die ehemaligen Bewohner mit Absicht einen alten Kalender haben an der Wand hängen lassen. Doch ich frage mich nur, was die Bewohner bewogen hat, diesen Ort zu verlassen. Und wenn das da draußen am Auto wirklich keine Fata Morgana war, sondern eine außerirdische Erscheinung, dann möchte ich wissen, wie es kommt, dass darüber nichts bekannt geworden ist.«
Nicole Duval dachte kurz nach. »Vielleicht haben die Leute, die diese Erscheinung ebenfalls gesehen haben, einfach Angst. Ich kann es noch gar nicht fassen, dass Ihr Freund auf so schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen sein soll. Und ich begreife nicht, wie Sie dabei so ruhig bleiben können, Chef.«
Zamorra drehte sich um und blickte seiner Assistentin direkt in die Augen. »Ich kann es auch nicht fassen, aber ich glaube es auch nicht. Diese Lichterscheinung war eindeutig. Eine kalt brennende Aura, die den ganzen Wagen eingehüllt hat. Dem Gesichtsausdruck Pierres nach zu urteilen, muss er etwas Schreckliches gesehen haben. Wahrscheinlich irgendeinen Dämon, der sich vor seinen Augen materialisierte. Wir konnten von draußen ja überhaupt nichts erkennen. Und als ich mein Amulett als Waffe einsetzte, verschwand dieses Feuer genauso schnell, wie es entstanden war. Ich glaube eher, dass Pierre nicht tot ist, sondern dass sein Geist an einem anderen Ort weilt und durchaus in seinen Körper zurückkehren kann. Ich weiß nur nicht, wie sich das bewerkstelligen ließe. Am besten ist es, wenn wir uns erst einmal häuslich einrichten. Dann werde ich mich einmal in dieser Geister-Oase umschauen. Vielleicht entdecke ich irgendwelche Spuren, die uns weiterbringen.«
Zamorra legte den Arm um Nicole und klopfte ihr aufmunternd auf den Rücken. »Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Nicole. Wir haben uns schon aus weit schlimmeren Situationen befreien können. Wir dürfen jetzt nur nicht den Kopf verlieren. Wir sind hier ganz auf uns allein gestellt. Denn wenn wir über unser Erlebnis berichten würden, dann würde man uns wahrscheinlich auslachen oder bei dem Aberglauben, der hier unter der Bevölkerung noch herrscht, einen weiten Bogen um uns machen. Packen Sie schon einmal das Notwendigste aus. Ich

werde mich darum kümmern, dass wir irgendwo schlafen können.«

Sie gingen hinaus und begannen, den Wagen auszuladen.

Zamorra schaffte die Feldbetten in das Gebäude, während Nicole zwei Koffer vom Dachträger hob und ihrem Chef ins Haus folgte.

Dort packte sie sofort die notwendigsten Dinge, die sie für die Nacht brauchen würden, aus und setzte erst einmal den Gaskocher in Gang.

»Eine gute Idee«, lobte Zamorra seine Assistentin.

Sie lächelte ihn etwas gequält an. »Ich dachte mir, nach einer Kanne Tee würde die Welt schon ganz anders aussehen. Außerdem müssen wir uns fit halten. Wer weiß, was noch auf uns zukommt.«

Sie schauderte leicht, als Zamorra mit dem ›toten‹ Freund auf dem Arm hereinkam. Vorsichtig ließ er ihn auf den Boden gleiten und deckte ihn sorgfältig zu. Dann holte er sein Amulett hervor und führte es vor den geschlossenen Augen des Toten auf und ab.

Ein erstaunter Ausruf von ihm ließ Nicole Duval aufspringen.

»Sehen Sie, Nicole. Ich habe mit meiner Theorie wohl doch recht. Immer wenn ich das Amulett seinen Augen nähere, fangen die Lider an zu zucken. Es scheint also wirklich so zu sein, dass er nicht wirklich tot ist, so wie normale Menschen sich das vorstellen. Ich empfehle Ihnen, die Augen offen zu halten und aufzupassen, ob sich in der Nähe etwas rührt. Ich werde jetzt mal einen Rundgang machen und mich in dieser Geisterstadt umschauen.«

Er holte Nicole noch eine Sturmlaterne aus dem Wagen, steckte sie an und machte sich auf den Weg.

Nicole stand im Türdurchgang und schaute noch lange ihrem Chef nach, bis er hinter einer Biegung der Straße verschwunden war.

Sie verspürte ein leises Kribbeln zwischen den Schulterblättern, und dunkle Ahnungen stiegen in ihr auf.

Sie drehte sich um und schaute nach dem Toten auf der Bahre.

Wenn Zamorra mit seiner Vermutung Recht hatte, bedeutete Cousteau nicht eine Gefahr für sie?

Was wäre, wenn plötzlich ein Dämon von ihm Besitz ergreifen würde und er sie wie ein Raubtier anfiele?

Sie bemühte sich, diesen Gedanken zu verdrängen und setzte sich auf die Schwelle des Durchgangs. Angestrengt starrte sie in die hereinbrechende Dunkelheit.

Hoffentlich stieß ihrem Chef nichts zu, dachte sie unaufhörlich und wünschte sich, dass er mit seiner Suche Erfolg hatte.

***

Ein heftiger Schmerz am Kopf ließ sie hochfahren.

Nicole schlug die Augen auf und blinzelte. Sie musste eingeschlafen sein. Dabei war ihr Kopf zur Seite gekippt und gegen die Wand gestoßen, an die sie sich lehnte.

Ihre Hand ertastete eine Beule, und schmerzhaft verzog Nicole Duval das Gesicht. Sie veränderte ihre Stellung und setzte sich etwas bequemer. Vor ihr lag die Oase in tödlicher Stille.

Nicole schaute auf die Uhr. Das Leuchtzifferblatt verriet ihr, dass ihr Chef erst eine knappe Viertelstunde unterwegs war. Nicole war erstaunt. Ihr war die Zeit länger vorgekommen.

Der Sand zwischen den Gebäuden schien zu leuchten, so als hätte er tagsüber das Sonnenlicht in sich aufgenommen und würde es nun nachts wieder abstrahlen.

Nicole konnte ein Knistern und Knarren vernehmen. Die Nachtkälte fiel ein, und der Sand und die Gebäude kühlten rapide ab. Dabei entstanden diese Geräusche, die für einen Uneingeweihten gespenstisch klingen mussten. Doch Nicole kannte das schon aus dem Hoggar-Massiv.

Ihre Gedanken wanderten zu ihrem Chef. Was er jetzt wohl machte? Hoffentlich war er nicht in Gefahr, und hoffentlich hatte er etwas gefunden, was ihnen weiterhelfen würde.

Sie ließ ihren Blick in die Runde schweifen, konnte aber nichts Verdächtiges oder Ungewöhnliches entdecken. Von Zeit zu Zeit gab das Blech des Wagens hohl klingende Laute von sich. Auch eine Folge der Nachtkühle.

Nicole schaute hoch zum Himmel. Es war ein grandioses Bild.

Eine Unzahl von Sternen funkelte dort fast greifbar nahe. Keine Wolke war zu sehen, und makellos hing der Diamantteppich über ihr.

Ein Lichtschimmer fesselte ihre Aufmerksamkeit. Er löste sich aus einem Sternhaufen, den sie mit bloßen Augen ausmachen konnte.

Einem Kometen oder einer Sternschnuppe gleich, kam er herunter zur Erde geschossen.

Nicole war einigermaßen verblüfft. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Eine Sternschnuppe hinterlässt nur eine relativ kurze leuchtende Bahn. Doch dieses Phänomen dort oben nahm an Leuchtkraft immer mehr zu.

Der Schimmer wurde heller und größer. Wie ein Mond leuchtete er am Himmel und raste unaufhaltsam auf die Erde zu.

Nicole hatte plötzlich Angst. Soviel war bereits geschehen, dass sie hinter allem, was aus dem Rahmen des Gewöhnlichen herausfiel, eine Gefahr für Leib und Leben sah.

Gebannt hatte sie den Kopf in den Nacken gelegt und starrte zum Himmel. Der feurige Ball, so erschien er jedenfalls, schien geradewegs auf die Oase zuzurasen. Unwillkürlich zog Nicole den Kopf zwischen die Schultern.

Je länger sie die Erscheinung beobachtete, desto mehr begriff sie, dass sie sich nicht getäuscht hatte.

Die Oase war wirklich das Ziel dieses glühenden Balles.

Ein hohles Pfeifen hing plötzlich in der Luft. Es wurde immer durchdringender und unüberhörbarer. Dieses Pfeifen drang durch Mark und Bein.

Nicole presste die Hände auf die Ohren. Es hatte keinen Zweck.

Sie konnte sich diesem infernalischen Geräusch nicht entziehen.

Ihr Chef fiel ihr ein. Angst um ihn erfüllte sie. Sie wollte ihn warnen, wollte aufspringen, hinausrennen, ihre Furcht in die Einöde schreien, doch eine unheimliche Lähmung hatte sie gepackt.

Der ganze Himmel schien nun von diesem Leuchten erfüllt zu sein. Das Licht der Sterne verblasste, und nur noch ein kalt wabernder Schein lag über der Oase.

Mit grausamer Deutlichkeit riss er die nächste Umgebung aus der Finsternis. Nicole sah alles, den Wagen, die Spuren im Sand, die nächstliegenden Gebäude, ja sogar das Innere der Behausung, vor der sie saß, wurde taghell erleuchtet.

Überdeutlich trat die Bahre mit dem Toten darauf aus der Finsternis.

Nicole konnte nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken. Der Tote bewegte sich. Deutlich konnte sie erkennen, wie sich die Decke über der Brust des Mannes hob und senkte, als würde er atmen.

Eine Hand glitt unter der Decke hervor, schlug sie zurück.

Auf einmal war es totenstill. Nicole glaubte das Klappern ihrer Zähne wie einen wilden Trommelwirbel weithin hören zu können.

Es war Pierre Cousteau, der sich da erhob. Und doch war er es nicht.

Es war nicht das freundliche Gesicht des Mannes, mit dem Nicole seit fast vier Wochen unterwegs war. In diesem Gesicht lag noch etwas anderes, etwas Unvorstellbares. In diesen Augen lag der Tod.

Ein kaltes Feuer brannte in den Pupillen. Der auferstandene Tote schien etwas zu suchen. Er drehte seinen Kopf und schaute in alle Richtungen.

Dann hatte er wohl gefunden, wonach er Ausschau hielt.

Nicole begriff, was es war, und ihr Herz blieb fast stehen.

Mit stampfenden Schritten kam der Untote auf sie zu. Wie ein Panzer, ein Roboter, näherte er sich ihr mehr und mehr. Dabei öffneten und schlossen sich seine Hände in einem zuckenden Rhythmus.

Er streckte die Arme aus. Nicole wankte zitternd hoch. Sie presste sich ganz an die Wand, als hoffte sie, dadurch den todbringenden Händen des Mannes zu entgehen, den sie als freundlichen lustigen Kerl kannte, der aber nun eine auf teuflische Art zum Leben erweckte Mordmaschine geworden war.

Überlaut dröhnte der Takt der Schritte in Nicoles Ohren. Dieses Dröhnen brachte die gesamte Umgebung zum Schwingen. Urkräfte wurden entfesselt, brachen sich Bahn und begannen zu wüten.

Die Sanddüne, die das Gebäude halb bedeckte, geriet in Bewegung.

Der Sand begann sich zu Wirbeln und Strudeln zu formieren.

Es war wie ein Meer, das auf einmal regelrecht hoch brandete und gegen das Haus anrannte, in dem sich so Schreckliches abspielte.

Nicole merkte es nicht. Sie hatte nur Augen für das ehemals menschliche Wesen, das aber jetzt eher einem der Hölle entsprungenen Monstrum glich.

Pierre Cousteau hatte die Augen weit geöffnet. Sie sandten Blicke aus, die Nicole als überaus schmerzhaft empfand, wenn sie davon getroffen wurde.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Was sollte sie tun? Das Amulett hatte ihr Chef mit. Wenn er doch hier wäre. Er wüsste sicher eine Lösung.

In ihrer Verzweiflung machte sie den lächerlichen Versuch, sich bemerkbar zu machen. Leise verhallte ihr mit aller Kraft ausgestoßener Schrei in der Sandwüste. Wieder schrie sie auf, brüllte sich die Kehle heiser. Doch sie erhielt keine Antwort.

Ein unheimliches Knirschen erklang plötzlich über ihrem Kopf. Er zuckte hoch.

Im Licht des unheimlichen Feuerballes erkannte sie, wie sich an der Decke der Halle feine Risse bildeten.

Die Sandmassen der Düne! Sie ergossen sich unaufhörlich auf das Dach des Hauses. Und das konnte der Last nicht standhalten.

Flucht!

Dieser Gedanke fetzte durch Nicoles Gehirn. Sie wandte sich um zur Tür, wollte losrennen.

Da fühlte sie sich von hinten gepackt. Die Eiseskälte, die von der Faust auf ihrer Schulter ausging, war wie ein loderndes Feuer, das ihren Körper zu verschlingen drohte.

Eiskalter Atem traf ihren Nacken, ließ ihr die Haare zu Berge stehen.

Eine zweite Faust packte nach ihr. Sie spürte es überdeutlich, konnte das Grauen, das sich in ihr aufbaute, fast unbeteiligt mitverfolgen.

Ihre Angst brachte das Herz zum Überschlagen. Das Blut brauste durch ihre Adern, ließ sie fast taub werden. Es klang wie ein riesiger Wasserfall, der jedes andere Geräusch mit zyklopenhafter Gewalt überdeckte.

Die beiden Fäuste drehten sie aus vollem Lauf um.

Sie stolperte zurück, wäre gestürzt, wurde aber gehalten.

Pierre Cousteaus Gesicht war noch grauenhafter, als es aus der Entfernung ausgesehen hatte. Es war eine Teufelsfratze, wie man sie auf antiken Darstellungen finden konnte. Sein Gesichtsausdruck war das fleischgewordene Böse.

Nicole wollte sich losreißen.

Das Gesicht verzog sich zu einem hämischen Grinsen. Cousteau fletschte die Zähne wie ein hungriges Raubtier.

Ein hohles Lachen drang aus seinem halbgeöffneten Mund.
Dann zuckte sein Arm hoch und sauste mit unwiderstehlicher Gewalt wieder nach unten.
Nicole sah die geballte Faust auf sich zukommen.
Im letzten Augenblick konnte sie ausweichen.
Ihr unheimlicher Gegner war für einen Moment irritiert, so als wäre es für ihn unvorstellbar, dass ihm jemand widerstehen konnte.
Nicole nutzte diese Verwirrung aus. Wild schreiend riss sie sich los und wollte auf den Ausgang zustürzen.
Sie erreichte ihn und wurde von ihrer Entdeckung förmlich zurückgeschleudert.
Der Ausgang war versperrt. Unmengen von Sand quollen herein und drängten sie zurück. Sie sank in die Knie, und ein trockenes Schluchzen schüttelte ihren Körper.
»Warum nur? Warum…?«, stammelte sie in einem fort.
Sie spürte eine Bewegung hinter sich und wollte sich umwenden.
Das Monstrum hatte sie fast vergessen.
Da legte sich ihr eine Hand mit brutaler Gewalt auf den Mund, eine zweite auf den Nacken.
Sie fühlte sich hochgerissen, herumgeschleudert und hatte plötzlich das Gefühl, als würde sie durch die Luft fliegen. Ein rasender Schmerz strahlte von ihrem Nacken hinunter in die Wirbelsäule.
Die Landung war zum Glück weich. Sie prallte auf einen Sandhaufen, der durch eine der Fensteröffnungen hereingerieselt war.
Sie blieb unbeweglich darauf liegen. Doch ihre Sinne begriffen, was sie sahen.
Immer noch erhellte das rätselhafte Licht den Raum. Es schien von Cousteaus Körper auszugehen.
Unaufhaltsam stampfte er auf die Türöffnung zu, durch die immer mehr Sand hereindrang. Nicole Duval würdigte er keines Blickes mehr.
Er marschierte auf die halb zugeschüttete Öffnung zu und begann sich durch den Sand zu wühlen, als wäre er überhaupt kein Hindernis für ihn. Ohnmächtig musste Nicole zuschauen, wie sich vor ihren Augen ein möglicher Weg in die Freiheit auftat, sich aber sofort wieder schloss.
Noch einmal vernahm sie das dämonische Lachen des Untoten, dann war Stille. Auch herrschte jetzt wieder undurchdringliche Finsternis.
Nicole konnte nur das kaum wahrnehmbare Geräusch des hereinströmenden Sandes hören.
Es dauerte einige Minuten, bis sie sich wieder rühren konnte. Ihr Geist begriff überhaupt nicht mehr, was vorgefallen war. Sie nahm alles, was sie gesehen hatte, als gegeben und selbstverständlich hin.
Auf allen vieren kroch sie in die Richtung, in der sie die Türöffnung

vermutete.
Schon bald erreichte sie den Sandkegel, der sich vor der Öffnung gebildet hatte und stetig wuchs.
Mit beiden Händen fing sie an zu graben. Ihre Bewegungen waren müde und kraftlos. Und doch grub sie weiter.
Für jede Handvoll, die sie wegschaufelte, strömten zwei neue nach.
Es konnte nur eine Frage von wenigen Stunden, vielleicht sogar nur Minuten sein, wann sie in dem Bau, der ihr als Herberge hatte dienen sollen, ihr Grab finden würde, elendig erstickt und ohne Hoffnung, jemals wiedergefunden zu werden.
Denn sie hatte die Gewissheit, dass auch die Stunden ihres Chefs gezählt waren.

***

Die Sandmassen verschluckten nahezu jedes Geräusch. Bei jedem Schritt ertönte ein leises Knirschen, und Zamorra kam sich vor wie auf einem fremden Planeten.
Es war eine Welt für sich, die diese Oase in der endlosen Weite der Sahara darstellte.
Bizarre Felsformationen und Tafelberge taten ein Übriges dazu, diesen Eindruck der Fremdheit zu verstärken. Zamorra konnte diese Jahrtausende alten Felsgebilde trotz der nächtlichen Dunkelheit als düstere Schatten am Horizont ausmachen.
Der Professor orientierte sich. Das Gebäude, in dem Nicole auf ihn wartete und in dem er seinen Freund auf den Boden gebettet hatte, war von seinem jetzigen Standort nicht mehr zu sehen. Wenn er sich richtig entsann, dann musste er jetzt geradeaus weitergehen, um an eine Reihe Gebäude zu gelangen, die von weitem aussahen, als handele es sich um Wohnhäuser der Oasenbewohner.
Ein leises Prickeln auf seiner Brust, da, wo das Amulett auf der Haut auflag, verkündete ihm, dass seine Dämonentheorie wahrscheinlich richtig, zumindest, dass etwas Wahres daran war.
Der Professor betrat das erste Haus.
Der Lichtkegel seiner Stablampe glitt über kärgliche Einrichtungsgegenstände und über kahle Wände. Auch hier lag eine dicke Sandschicht auf dem Boden, und es war ihm klar, dass auch diese Behausung schon lange von keinem Menschen mehr betreten worden war.
Auf einem Tisch in der Mitte des Raumes lag eine aufgeschlagene Zeitung. Auch sie war schon vergilbt, und es sah so aus, als würde sie bei der ersten Berührung auseinander fallen.
Zamorra trat an den Tisch und richtete den Lichtstrahl der Lampe auf die Zeitung. Die Schrift war schon ziemlich verblasst und er könnte nur mit Mühe das Datum entziffern.

Die Zeitung, eine arabische, war ebenfalls schon drei Jahre alt! Alles in dem Raum wirkte, als wäre er überstürzt und ohne weitere Vorbereitungen verlassen worden. In einem Topf fand der Professor sogar noch die Reste einer Mahlzeit.

Er durchsuchte alle Räume, fand aber nichts, was auf die Anwesenheit von Menschen hindeutete. Überall der gleiche Eindruck der Verlassenheit und ein Hauch des Todes, der über allem lag.

Zamorra ging wieder hinaus auf die Sandstraße, an der noch weitere Häuser standen.

Im zweiten Gebäude, das er betrat, fand er eine ähnliche Szene vor. Hier standen sogar noch Gefäße auf dem Tisch, die ihn vermuten ließen, dass man hier aus der Mahlzeit gerissen worden war.

Dem Professor drängte sich unwillkürlich ein Vergleich mit Pompeji auf, wo der Ausbruch des Vesuvs auch die Menschen in ihrem normalen Tagesablauf ohne eine besondere vorherige Warnung überfallen hatte.

Etwas Ähnliches musste auch hier vorgefallen sein. Nur war es hier kein Vulkan gewesen, sondern wahrscheinlich eine außerirdische Macht. Zamorra war sich dessen mittlerweile völlig sicher.

Er fragte sich nur, wo die Menschen geblieben waren, vielmehr die Körper der Menschen, die hier einmal gelebt hatten. Wenn er die fand, dann konnte er genauer festlegen, wo der Ursprung des Geheimnisses zu suchen war, das diese Oase umgab.

Das Gesuchte fand er schneller, als er erwartet hatte. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schock und überfiel ihn mit brutaler Eindringlichkeit.

Er schaute die Reihe der Häuser entlang und entdeckte am Ende der Sandstraße eines, das sich von anderen durch seine Größe und durch seine Höhe abhob. Es hatte als Dach eine Kuppel, und war wohl die Moschee dieser Oase gewesen.

Eine unbestimmte Ahnung trieb den Professor dorthin, und eilig machte er sich auf den Weg.

Der Eingang zu der Moschee war halb verschüttet. Der Wind hatte stetig neue Sandmassen herangetragen, welche sich vor den Stufen des Gebäudes abgelagert hatten und nun bizarre Verwehungsformen bildeten.

Zamorra umging eine riesige Sandverwehung und stieg langsam die Stufen empor.

In dem breiten Durchgang zur Halle verharrte er für einen Moment. Ihm war, als hätte er ein ultrahohes Pfeifen gehört, das wie ein Messer in seinen Schädel schnitt. Er schaute sich um und suchte den Horizont ab.

Täuschte er sich nur oder lag wirklich ein geisterhafter Schimmer über der Oase? Unwillkürlich schüttelte er den Kopf. Allmählich wurde auch er schon nervös und sah Dinge, wo es überhaupt nichts

Unnormales gab.
Er knipste die Lampe an und leuchtete in den Saal hinein.
Verblüfft musste er schlucken.
Die Halle war leer!
Nichts gab zu der Vermutung Anlass, dass diese Halle einmal religiösen Zwecken gedient haben mochte. Keinerlei Kultgegenstände waren zu entdecken.
Eine glatte ebene Fläche breitete sich vor dem Professor aus. Und vor allen Dingen fiel ihm sofort auf, dass auch hier keine Sandschicht auf dem Boden lag, wie er sie in den anderen Häusern gefunden hatte. Jedoch hätte auch hier der Flugsand liegen müssen, denn der Wind hatte freien Zugang zu der Halle.
Zamorra wurde wachsam. Er leuchtete die Halle ab. Nichts. Nirgendwo ein Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit erregt hätte.
Oder doch?
An der Stirnwand befand sich etwas, das den Lichtstrahl seiner Lampe sehr hell reflektierte.
Zamorra ging durch die Halle darauf zu. Hohl klangen seine Schritte durch den weiten Raum. Sie wurden durch die Wände verstärkt und kamen als lautes Echo wieder zurück.
Einige Meter vor der Wand blieb der Professor stehen. Zitternd wanderte der Lichtkegel seiner Stablampe über die Wand und kam zur Ruhe. Auf einem kleinen Vorsprung in der Wand ruhte ein Gegenstand – der Gegenstand, der das Licht seiner Lampe so hell widerspiegelte.
Einige treppenartige Absätze führten zu dem Vorsprung hinauf.
Zamorras Neugierde war nun vollends erwacht. Er nahm die Lampe zwischen die Zähne und machte sich an den Aufstieg.
Er musste sich eng an die Wand pressen, sonst hätte er das Gleichgewicht verloren und wäre abgestürzt.
Schnell hatte er den Vorsprung erreicht. Er befand sich jetzt etwa acht Meter über dem Hallenboden. Krampfhaft an die Wand gepresst tastete er mit der freien Hand nach dem Gegenstand. Er berührte ihn kurz und hatte plötzlich das Gefühl, als hätte er in flüssiges Metall gefasst.
Er unterdrückte einen gequälten Aufschrei.
Und wieder berührte er den Gegenstand, von dem er noch nicht wusste, um was es sich handelte. Und erneut jagte der Schmerz durch seinen Körper.
Fast hätte er seinen Halt verloren, und nur eine gedankenschnelle Bewegung, bewahrte ihn vor dem Abstürzen.
Irgendetwas zwang ihn, weiter nach dem Gegenstand zu tasten. Er konnte sich gegen diesen inneren Antrieb nicht wehren. Das Brennen des Amuletts auf seiner Brust verstärkte sich, wurde fast unerträglich.
Dann schlossen sich die Finger des Professors um das Gesuchte. Er

fühlte glatte Flächen, scharfe Kanten von einer gewissen Regelmäßigkeit, die ihn an einen übergroßen Diamanten denken ließen.

Dann nahm er das Ding von seinem Platz.

Er konnte seine Neugierde nicht bezähmen. Obwohl er nicht allzu sicher stand, untersuchte er seinen Fund.

Es war ein Stein, wie er im Schein der Lampe klar erkennen konnte. Ein schwarzer Stein, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Von einem völlig unbekannten Material, das er nicht einordnen konnte.

Und der Stein begann plötzlich von innen zu leuchten. Er wurde heller und heller, bis er geradezu glühte.

Auch Zamorras Amulett verstärkte sein Brennen. Es sprengte ihm fast die Brust, und der Professor musste die Lippen aufeinander pressen, um nicht laut aufzuschreien.

Plötzlich war auch ein Brausen in der Luft wie von einem heftigen Sturm. Das ultrahohe Pfeifen erklang wieder und überdeckte jedes andere Geräusch.

Zamorra konnte seinen Blick nicht von dem Stein lösen. Unverwandt starrte er in die grelle Glut, die ihm die Augen aus dem Kopf brennen wollte.

Eine Teufelsfratze erschien in dem wabernden Flammenmeer in seiner Hand. Sie grinste und verzerrte dann die Züge in satanischer Wut.

Sie bewegte den Mund, als wollte sie etwas sagen.

Der Professor verstand aber keinen Ton. Gebannt schaute er weiter in die Flammen und merkte nicht, wie erst ein Fuß, dann der andere abrutschte.

Er tastete auch nicht nach einem neuen Halt. Schließlich hielt er sich nur noch an einer Hand. Dann löste auch die sich von ihrem Griff.

Plötzlich schien der Professor zu schweben. Im Zeitlupentempo sank er zu Boden. Er sackte in die Knie und hielt dabei weiter den Stein umklammert.

Eine innere Stimme befahl ihm, sich das Amulett seiner Vorfahren vom Hals zu reißen. Mit unmenschlicher Anstrengung wehrte der Professor sich dagegen, diesem Befehl Folge zu leisten.

Da schüttelte sich die Teufelsfratze in ohnmächtiger Wut.

Zamorra verspürte einen brutalen Schlag zwischen die Schulterblätter und stürzte mit dem Gesicht nach vorn auf den Boden. Der Anprall war hart.

Seine Oberlippe platzte auf, und er schmeckte sein eigenes Blut.

Und erneut traf ihn ein brutaler Schlag.

Sein Gesicht ratschte über den Boden. Seine rechte Wange brannte höllisch.

Er wollte die Schläge abwehren, doch er sah keinen Gegner. Und

immer noch hielt er den schwarzen Stein in der Hand.

Dieser verlor auf einmal seine Leuchtkraft. Er verblasste und nahm wieder seine ursprüngliche Farbe an.

Doch bevor er ganz verlöschte, sah der Professor eine tiefschwarze endlose Fläche auf sich zurasen. Instinktiv hob er den Arm über den Kopf, um sich zu schützen.

Doch die Fläche verschluckte ihn, und er versank in eine bodenlose Tiefe.

Aber nur für einen kurzen Augenblick.

Dann war er wieder in der Wirklichkeit. Er spürte den Boden unter sich und wusste wieder, wo er sich befand.

Schwerfällig wälzte er sich auf dem Boden herum.

Er wollte sich erheben – und verharrte mitten in der Bewegung.

Es war wie ein gemeiner Schlag ins Gesicht.

Vor ihm wuchsen düstere Schatten aus dem Boden. Glühende Augenpaare starrten ihn an.

Es waren menschliche Gestalten, eingehüllt in schwarze Burnusse.

Der Ausdruck der Augen verkündete Hass und Tod.

Und sie kamen langsam auf den Professor zu, der wehrlos am Boden lag. Schritt für Schritt schienen sie lautlos heranzuschweben.

Und einer von ihnen, der erste, zückte einen mörderischen Dolch…

Die Klinge schimmerte trotz der absoluten Finsternis, und in den Augen der schemenhaften Gestalt stand das Todesurteil für den Professor…

***

Unwillkürlich wich Zamorra zurück. Er hatte immer noch den schwarzen Stein in der Hand. Er wusste genau, dass das Erscheinen dieser Geistergestalten eng mit dem Stein zusammenhing.

Wie eine lebende Mauer schoben sich die Gestalten in den schwarzen Gewändern auf ihn zu. Nirgendwo ließen sie eine Lücke, durch die der Professor hätte entweichen können. Zamorras Blick irrte hin und her.

Jetzt stieß er mit dem Rücken an die massive Wand. Er war in die Enge getrieben wie ein Wild, das nun geschossen werden sollte. Zamorra dachte an seine Assistentin und hoffte, dass ihr nichts geschehen war und auch nichts geschehen würde. Um sie zu schützen, würde er alles tun, was in seiner Kraft stand.

Schnell streifte er sich die Kette mit dem Amulett über den Kopf.

Er packte sie und wickelte sie sich um die Hand. Das Amulett ließ er vor den gekrümmten Fingern baumeln und wollte es als Schlagfläche benutzen.

Die Gestalten verharrten mitten in der Bewegung. Als wären sie vor eine unsichtbare Mauer gelaufen, blieben sie plötzlich stehen und rührten sich nicht mehr.

Ohnmächtige Wut loderte in ihren Augen. Keine von ihnen sagte ein Wort, keine machte Anstalten, den Professor anzusprechen.

Der versuchte allerdings sein Glück. Er versuchte es in sämtlichen Sprachen, die er beherrschte, doch es erfolgte keine Reaktion.

Langsam setzte sich die unheimliche Schar wieder in Bewegung.

Das Amulett schien seine Macht zu verlieren, oder die Kräfte dieser geisterhaften Wesen nahmen zu. Aber was gab ihnen die Macht, so über den mystischen Schutz des silbernen Amuletts zu triumphieren?

Der Bursche mit dem Dolch schien der Anführer der Gruppe zu sein. Auf sein Zeichen verteilten sich die Gestalten im Halbkreis, so dass Zamorra kein Weg zur Flucht blieb.

Das einzige Licht in dieser nahezu undurchdringlichen Finsternis stellten die Augen der Wesen dar. Sie leuchteten hell genug, dass Zamorra einige Gesichter erkennen konnte.

Es waren zweifellos Menschen, die ihn da bedrohten. Allerdings hatten sie wohl keinen eigenen Willen mehr. Sie wurden von irgendwoher wie Roboter gesteuert und hatten wohl nur Befehle auszuführen. Gefühllos starrten sie vor sich hin oder fixierten das Opfer, dessen sie sich schon sicher waren.

Zamorra machte sich zu seinem letzten Kampf bereit. Den Stein behielt er in der Faust, und er schärfte sich ein, ihn ja nicht zu verlieren. Er musste das Geheimnis lösen, schon für seinen Freund, für dessen Tod er sich verantwortlich glaubte.

Der Unheimliche mit dem Dolch in der Faust drang plötzlich auf ihn ein.

Mit gezückter Klinge machte er einen katzenhaften Sprung nach vorn und blieb lauernd stehen.

Augenblicklich erstarrten die anderen an ihren Plätzen. Keiner machte mehr Anstalten, sich weiter vorzuwagen.

Zamorra blieb wachsam. Er hatte nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

Er glaubte in den Augen seines Gegenübers ein kurzes Aufblitzen zu sehen und reagierte sofort und rein instinktiv.

Er hob den Fuß und führte einen wilden Tritt gegen den Arm des Unheimlichen.

Er traf. Mit einem hässlichen Krachen prallten Arm und Schuh aufeinander. Der Unheimliche gab einen erstickten Seufzer von sich.

Er stolperte zurück und hielt sich dabei den Arm. Das Gesicht war schmerzverzerrt.

Zamorra war über alle Maßen verblüfft.

Dämonen, die Schmerzen verspüren wie ganz normale Menschen?

Das durfte es doch nicht geben, nein, konnte es nicht geben. Waren es vielleicht richtige Menschen aus Fleisch und Blut, die nur von irgendwelchen Dämonen besessen waren? Zamorra wagte es gar nicht

zu hoffen.

Der weitere Kampf würde die Wahrheit ja bestimmt an den Tag bringen.

Wieder machte der Messerheld aus dem Jenseits einen Ausfall.

Zamorra ließ sich nicht mehr bluffen und war bereits darauf vorbereitet. Er packte den Messerarm des Burschen, schob seine Schulter darunter und ließ ihn über den Rücken rollen. Es war ein schulmäßiger Schulterwurf.

Und er hatte Erfolg.

Die Gestalt segelte einige Meter durch die Luft, dann krachte sie schwer auf den Boden, wo sie für einige Zeit liegen blieb.

Schon zeigte sich ein neuer Gegner.

Zamorra war für einen Moment abgelenkt gewesen, da hatte sich einer von hinten an ihn herangeschlichen. Zamorra bemerkte es erst, als das Wesen beide Hände um seinen Hals legte und brutal zudrückte.

Zamorra hatte das Gefühl, als würde ihm das Hirn aus dem Schädel gequetscht. Rote Kreise tanzten vor seinen Augen, und er konnte nur noch röcheln. Hilfeschreie waren völlig sinnlos. Zamorra sparte sich die Energie auf und ließ sich einfach fallen. Darauf war sein gespenstischer Gegner nicht vorbereitet gewesen und sackte durch das plötzliche Gewicht mit in die Knie.

Dann stieß Zamorra sich nach hinten ab und drückte den Widersacher rücklings zu Boden. Ein heiserer Aufschrei war die Folge.

Denn der erste Gegner hatte sich bereits wieder erhoben und wollte erneut angreifen.

Mit erhobenem Dolch war er angerannt gekommen, da kam ihm der Schatten seines Kumpanen entgegen. Er konnte nicht schnell genug reagieren, und der Dolch bohrte sich dem anderen ins Rückenmark.

Er sackte weg und blieb regungslos am Boden liegen. Dabei wimmerte er vor sich hin wie ein Säugling.

Zamorra kam trotz seiner prekären Situation aus dem Staunen nicht heraus.

Nun gut, seine Gegner waren mächtig und gefährlich, doch dass Dämonen fast menschlich reagierten, war ihm völlig neu.

Er raffte sich vom Boden auf und sorgte dafür, dass er die Wand wieder als Rückendeckung hatte.

Da erscholl vom Eingang zur Halle her ein lauter Ruf.

Sofort gehorchten die Gestalten und blieben still stehen.

Eine Gasse bildete sich. Jemand kam hindurch und ging auf den Professor zu, der sich schwer atmend gegen die Wand lehnte.

Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen. »Pierre? Du? Mann, zum Teufel, wie kommst du denn hierher?«, fragte Zamorra voller Freude und Begeisterung.

Er wollte dem Freund um den Hals fallen, doch dieser schaute ihn an

wie einen Fremden.
Zamorra fiel der seltsam starre Blick seines Freundes auf. Die Augen waren völlig ausdruckslos. Keine Regung zeigte sich, keine Freude, eher schon Hass.
»Mensch, Pierre«, versuchte Zamorra es noch einmal. »Mach hier keine Schau und erzähl.«
Wieder keine Reaktion. Stattdessen streckte Pierre Cousteau mit einem Ruck seine Hände vor und krümmte die Finger zu gefährlichen Krallen, die nach Zamorras Kehle zielten.
Und nun gewahrte Zamorra auch in den Augen seines Freundes dieses Leuchten, das er in den Augen der anderen Ungeheuer bereits gesehen hatte. Dann war seine Theorie doch richtig gewesen. In dieser Oase musste ein Dämon hausen, der die Fähigkeit hatte, die Seelen der Menschen zu sich zu rufen und sie mit seinem eigenen Leben zu beseelen.
Zamorra wusste aus Erfahrung, dass das Leben der Betroffenen dann in den meisten Fällen verwirkt war. Wenn man den Dämon in ihnen tötete, dann starb der Mensch meist gleichzeitig.
Und das war im Moment sein Problem. Sollte er sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen und gegebenenfalls den endgültigen Tod seines Freundes riskieren?
Nein, das konnte er nicht. Er, musste versuchen, Rücksicht auf das Leben Pierre Cousteaus zu nehmen und mit dem geheimnisvollen Dämon, der in der Oase umging, in Kontakt zu treten.
Pierre Cousteau, der seinen Freund Professor Zamorra nicht mehr erkannte, griff mit ungestümer Gewalt an.
Er stürzte vor und verfehlte die Kehle seines Freundes nur um Millimeter.
Zamorra fing Cousteau mit der Schulter auf und schleuderte ihn zurück in die Gruppe der anderen Ungeheuer hinein. Die wollten sich auch gerade in den Kampf einmischen und gerieten durcheinander. Zwei von ihnen stolperten und fielen hin.
Die anderen, die nachdrängten, verloren ebenfalls das Gleichgewicht und stürzten zu Boden.
Zamorra wollte die augenblickliche Unordnung ausnutzen und nach draußen stürmen. Er startete wie ein Hundertmeterläufer und hatte den Ausgang schon fast erreicht, da klammerte sich eine Hand um sein Fußgelenk und brachte ihn zu Fall.
Schwer schlug er auf dem harten Boden auf und verlor für einen Moment die Besinnung und die Übersicht.
Als er die Augen wieder aufschlug, starrte er direkt in das dämonisch verzerrte Gesicht seines Freundes.
Zamorra zuckte ein Gedanke durch den Kopf. »Was hast du mit Nicole gemacht, Pierre? Komm zu dir! Sag mir, was ist geschehen!«

Cousteau gab keine Antwort. Er grinste nur teuflisch, und langsam, schlangengleich näherte sich seine Hand dem Hals des Professors. Schon spürte Zamorra die Fingerspitzen an der Halsschlagader, da reagierte er.

Jetzt war es ihm gleich, was geschah. Hier ging es um Leben und Tod. Und vielleicht war seinem Freund wirklich nicht mehr zu helfen. Doch Nicole schwebte in Lebensgefahr. Um sie ging es jetzt in diesem Augenblick.

Zamorra holte aus und schlug seinem Freund das Amulett ins Gesicht.

Das Grinsen im Gesicht Cousteaus verschwand blitzartig. Es machte einem wütenden, hasserfüllten Ausdruck Platz. Cousteau heulte auf und schlug die Hände vors Gesicht. Er kippte zurück und wand sich schreiend am Boden. Die anderen Monstren wagten nicht, näher heranzutreten.

Wild zuckend rollte Cousteau hin und her. Es brach Zamorra fast das Herz, diese Qualen mit ansehen zu müssen, und ob es eine unbewusste Ahnung war oder nur die Tatsache, dass er gezielt keinem Menschen etwas antun konnte, Zamorra brachte es einfach nicht fertig, seinen Freund von den offensichtlichen Qualen zu erlösen.

Der Professor musste sich gewaltsam losreißen, wandte sich um und stürmte nach draußen.

Ein brennender Wunsch, eine verzweifelte Hoffnung erfüllte ihn, dass seiner Assistentin nichts zugestoßen war…

***

Professor Zamorra legte sich im Laufen wieder die Kette mit seinem Amulett um den Hals. Den schwarzen Stein umklammerte er krampfhaft, damit er ihn nicht verlor.

Er entdeckte den Landrover schon von weitem. Als er näher kam, blieb ihm vor Grauen fast das Herz stehen.

Riesige Sandmassen hatten den Wagen und das Haus, in dem Nicole auf ihn warten sollte, fast vollständig verschüttet!

Sein Atem ging keuchend, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er das Gebäude erreichte.

Vom Eingang war nichts mehr zu Sehen.

»Nicole, Nicole!«, schrie der Professor verzweifelt, doch da war nichts als das Singen des Windes und das Geräusch seiner Schritte.

Zamorra dachte fieberhaft nach. Er musste seine Assistentin retten.

Und dabei musste er sich schnell etwas einfallen lassen. Denn immer mehr Sand wurde herangeweht und ergoss sich über das Haus und den Wagen.

Er erinnerte sich, dass im Landrover einige Spaten liegen mussten, die sie wohlweislich eingepackt hatten. Doch die Ladeklappe des

Fahrzeugs war schon unter dem Sandhaufen verschwunden. Auch befanden sich im dem Auto die Wasservorräte der drei.

Zamorra fackelte nicht lange.

Er riss die Tür an der Fahrerseite auf und schwang sich auf den Sitz.

Der Zündschlüssel steckte noch.

In Gang würde er den Motor nicht setzen können, denn durch den Sand bekam er nicht genügend Luft.

Also legte er den Gang ein und begann durchzustarten. Ruckend und protestierend setzte sich das Gefährt in Bewegung. Zamorra befürchtete schon, er würde es nicht schaffen, doch bald sprang der Motor hustend an, und Zamorra ließ den Landrover noch einige Meter weiterrollen.

Dann bremste er und sprang wieder hinaus. Er eilte zur Ladeklappe, öffnete sie und zerrte einen Spaten aus der Leinenhülle.

Wie wild fing er an zu graben. Ladung um Ladung flog beiseite, aber der Professor hatte das Gefühl, völlig umsonst zu schuften.

Denn es strömte laufend Sand nach.

Wieder versuchte er sich bemerkbar zu machen. »Nicole, Nicole!«, schrie er, was seine Lungen hergaben.

Er lauschte.

Ganz schwach konnte er eine Antwort vernehmen.

Es war eine weibliche Stimme, die zurückrief.

»Hilfe, Professor, Hilfe!«, klang es dünn durch die Sandmassen.

Zamorra wühlte weiter wie ein Berserker.

Doch er musste einsehen, dass es keinen Sinn hatte. Er kam keinen Zentimeter weiter.

Verzweifelt überlegte er, was er tun sollte.

Sein Blick fiel auf den schwarzen Stein, den er auf den Boden gebettet hatte. Er ließ den Spaten fallen und griff nach dem schwarzen Gegenstand. Sollte er sich mit den Dämonen verbünden, um das Leben seiner Assistentin zu retten?

Als wäre der Gedanke aufgenommen worden, begann der Stein wieder zu leuchten. Gebannt starrte Zamorra darauf und beobachtete die Verwandlung, die mit dem Stück unbekannter Materie vor sich ging. Das Leuchten wurde immer stärker, so wie er es schon in der großen Halle hatte sehen können.

Es war ein kaltes Feuer, das bald seine Hand, seinen Arm und schließlich ihn ganz umschloss und umwaberte.

Auf einmal glaubte Zamorra ersticken zu müssen. Er fuhr sich mit der freien Hand an die Kehle. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, und er schnappte röchelnd nach Luft.

Und wieder erschien die Teufelsfratze in der kalten Glut. Sie wuchs und wuchs, füllte bald den ganzen Horizont aus und drohte, den Professor zu verschlingen. Doch er trug das Amulett seiner Vorfahren.

Es brannte auf seiner Brust. Der Widerstreit der bösen und der guten Mächte wurde zu einer wilden Schlacht um die Seele Zamorras.

Er sank zur Seite. Er war wie gelähmt, konnte sich nicht mehr rühren und war den Gewalten hilflos ausgeliefert.

Die Wunde an seiner Oberlippe begann wieder zu bluten. Der süßliche Geschmack drang ihm in den Mund und verursachte ihm Übelkeit. Er würgte.

Dann verschwand die Fratze und machte wieder einer schwarzen Leere Platz, die mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf den Professor zuraste.

Wehrlos lag er da und wurde völlig apathisch. Die Fläche schloss ihn ein, umhüllte ihn und riss ihn mit sich fort.

Er fühlte sich empor geschleudert und verlor den Boden unter den Füßen. Er raste dahin und hatte doch wieder das Gefühl, sich unbeweglich an einem Ort zu befinden.

Wände tauchten vor seinen Augen auf. Ob Einbildung oder nicht – er wusste es nicht zu sagen.

Sie drangen auf ihn ein, schoben sich zusammen und wollten ihn schier erdrücken. Er schnappte nach Luft, bekam stinkenden Odem in die Nase und musste husten.

Das Husten klang in seinen Ohren überlaut, verstärkte sich und kam in tausendfachem Echo zu ihm zurück. Die ganze Welt, das ganze Universum wurde durch dieses Husten erschüttert. Ein dumpfes Grollen klang auf, wurde lauter zu einem zyklopenhaften Donnern, das über den unsichtbaren Himmel rollte.

Ein Feuerregen ging über dem Professor nieder, Flammen, die aus der Höhe herabzüngelten und gierig nach Nahrung suchten. Doch in einem sicheren Abstand knickten sie weg und glitten an ihm vorbei.

Mit weit aufgerissenen Augen verfolgte Zamorra dieses Schauspiel und konnte sich keinen Reim darauf machen. Aber auch der Gang seiner Gedanken war gelähmt. Schwerfällig tauchten sie aus den Tiefen seines Bewusstseins auf und zerplatzten schnell wie Seifenblasen im Wind.

Allmählich kam die rasende Fahrt zur Ruhe.

Bilder tauchten auf von einer nie gesehenen Art.

Es waren Szenen des Grauens, der Angst, des Schreckens. Zamorra schauderte. Er wollte die Augen schließen, doch die Bilder blieben, brannten sich in seiner Seele fest, unauslöschlich, für immer gespeichert.

Ein gewaltiger Schlag wie von einem Aufprall erschütterte den Körper des Professors.

Die Bewegungen um ihn herum erstarrten.

Er schaute in Gesichter, die voller Trauer und Wehmut waren. Sie kamen auf ihn zu und glitten an ihm vorüber.

Dann ertönte ein hämisches Gelächter, das ihm die Trommelfelle zerreißen wollte.

Es verstummte. Stille kehrte ein. Zamorras Atem beruhigte sich. Er orientierte sich.

Er lag auf einer festen Unterlage. Sie war glatt und strahlte eine ungewöhnliche Kälte ab.

Dann schaute er sich um. Rechts und links von ihm erhoben sich lange Schatten gen Himmel. Es dauerte einen Moment, bis der Professor erkannte, dass es Bäume waren, Palmen, verdorrt und ohne Blätter. Sanft schwangen sie in einem nicht fühlbaren Wind hin und her.

Zwischen den Bäumen bewegten sich Schatten. Sie eilten geschäftig dahin und kümmerten sich nicht um den Fremden, der dort lag.

Zamorra wollte rufen, wollte sich bemerkbar machen. Doch seine Stimme blieb stumm. Kein Laut drang aus seiner Kehle.

Aber er konnte sich bewegen. Schwankend kam er auf die Beine.

Den schwarzen Stein ließ er dabei nicht aus der Hand. Krampfhaft hielt er ihn umklammert, als wäre er seine Lebensversicherung.

Das Brennen auf seiner Brust war geblieben. Doch war es nicht mehr so stark wie zuvor.

Zamorra wandte sich um. Wohin er auch blickte, überall sah er nur die Schatten der kahlen Palmen.

Grelles Licht übergoss plötzlich die Szenerie.

Es kam aus einer bestimmten Richtung. Zamorra musste die Augen schließen, denn das Licht war von schmerzender Helligkeit.

Dann hörte er eine Stimme. »Erweist ihr die Ehre, die ihr gebührt! Dämonen des Lichts und der Finsternis, beugt eure Häupter! Hier kommt eure Fürstin, die Herrscherin dieses Dämonenreichs! Sie ist der Tod und das Leben! Sie gebietet und wir folgen. Beugt eure Häupter, Sklaven, denn ihrer Gnade seid ihr ausgeliefert!«

Zamorra hörte wieder dieses helle Pfeifen, das ihm schon in der Halle der Monster aufgefallen war.

Und dann sah er sie.

Auf einem edlen Araberhengst kam sie dahergeritten. Eine Frau, die man nur als bildschön bezeichnen konnte. Doch es war eine teuflische Schönheit. Die Augen standen schräg, und die Lippen gaben spitze Raubtierzähne frei. Ein lockender Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, der Zamorra kalte Schauer über den Rücken jagte.

Sie kam immer näher und schwang dabei eine Waffe, die aussah wie eine Sense.

Die Gestalten, die zwischen den Palmen dahingeeilt waren, hatten sich in einer Reihe aufgestellt und bildeten ein Spalier, durch das die Dämonin ihr Ross lenkte.

Sie ritt genau auf Zamorra zu. Wenige Meter von ihm entfernt hielt

sie ihr Pferd an. Es schlug mit dem Schweif und schüttelte das edle Haupt.

Und dann trat eine grauenhafte Verwandlung mit ihm ein.

Die Haut löste sich auf. Das Fleisch wurde sichtbar, die Muskelstränge, die Organe. Sie alle verschwanden, wurden durchsichtig und schienen zu verwehen.

Schließlich war nur noch das Gerippe übrig.

Die Frau lachte triumphierend auf und schaute Zamorra direkt in die Augen.

Er konnte dem Blick nicht standhalten und senkte den Kopf.

»Sieh mich nur an, du armer Wurm! Denn durch meine Hand wirst du sterben, nachdem du meine Befehle ausgeführt hast!«

Ein singendes Geräusch erklang, und etwas zuckte auf den Professor nieder.

Es war die Sense.

Die Spitze hakte in die Kette von Zamorras Amulett und fegte es ihm vom Hals.

»Siehst du nun, was dieses alberne Ding für eine Macht hat? Dein Schicksal ist besiegelt. Du kannst dir lediglich die angenehmste Art zu sterben aussuchen.«

Und wieder lachte die Frau auf dem Pferdegerippe grell auf.

***

Von urwüchsiger Kraft getroffen, fühlte Zamorra, wie er einige Meter zurückgeschleudert wurde. Sein Schädel krachte auf den Untergrund, und die Eiseskälte der Fläche lähmte seine Gedanken.

Er spürte, wie sein Hemd riss und seine linke Schulter anfing zu bluten. Es war der reine Wahnwitz. Nichts hatte mehr eine reale Bedeutung für den Professor. Er hatte Angst um das nackte Leben, hoffte verzweifelt, dass alles nur ein Traum war, aus dem er bald erwachen würde.

Nebel wallten vor seinen Augen auf und nieder, bildeten Schatten wie von lebenden Wesen, zerfaserten wieder und verwehten.

Zamorra rieb sich die Augen. Die Frau auf dem Knochenpferd vor ihm blieb. Sie war Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die Zamorra den Tod, das Verderben verhieß.

Kein Schatten von Mitleid und Gnade lag in ihrem Blick, mit dem sie den Professor spöttisch fixierte. Ein widerliches Grinsen erhellte ihre Züge. Sie lachte wieder auf.

»Nun, Mensch, was hast du mir zu bieten? Begreifst du nun, dass du mir nicht widerstehen kannst? Du befindest dich in einer Welt, wo du nur ein Dreck bist, der uns zur Belustigung, zum Spiel dient. Ein Wunder, dass du von selbst den Weg zu uns gefunden hast. Vielleicht bist du mächtiger als andere Menschen, doch wird auch das dir nicht

das Geringste nützen. Dein Leben ist verwirkt und ich habe die Macht, es nach eigenem Willen zu beenden, oder dir noch eine Gnadenfrist zu gewähren. Erfreue dich noch genug deiner wachen Augenblicke und genieße, dass du noch atmen kannst. Für deine Welt bist du bereits gestorben. Aber ich habe Mitleid mit dir, weil ich deine Hilfe brauche.«

Zamorra glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Ihm war klar, dass er in der Dämonenwelt gelandet war, besser – in *einer* Dämonenwelt. Es gab viele Welten, in denen die Geister der Finsternis uneingeschränkte Macht ausübten. Zamorra wusste das aus anderen Abenteuern.

Doch alle waren für den Sterblichen gleich gefährlich. Und er war trotz des Amuletts und seiner besonderen Fähigkeiten auch nur ein Sterblicher, für den Dämonen und Geister eine tödliche Gefahr darstellen konnten.

»Wer bist du?«, fragte er und bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. »Was willst du von mir? Wenn du mich töten willst, dann tue es. Aber laß meine Begleiter in Frieden ziehen. Sie haben dir nicht das Geringste angetan. Ich will mich dir gerne stellen.«

Die Frau auf dem Knochenpferd grinste spöttisch.

»Ich habe hier die Gewalt und die Macht, über die Lebenden deiner Welt zu richten. Und ich habe auch die Macht, das Urteil zu vollstrecken. Also versuche nicht, mit mir zu handeln. Doch ich will dir sagen, wer ich bin und was ich von dir will. Höre, ich bin die Göttin der Finsternis. Vor undenklichen Zeiten hat mich Astarte, die Göttin des Lichtes, verstoßen und in die Finsternis gejagt. Einen Namen trage ich nicht. Ich bin die Namenlose, und niemand kennt mich. Durch einen Zufall wurde der schwarze Stein, das Zeichen meiner Macht, das ich damals hergeben musste, gefunden. Astarte hatte ihn in der Wurzel der Palme versteckt, und die Hand eines Menschen hat mich aus meinem traurigen Dasein erlöst. Der Stein hat mir erst ermöglicht, wieder auf eure Welt zurückzukehren und mich nach Sklaven und Dienern umzuschauen. Doch die Menschen, die ich fand, waren schwach. Sie hatten nicht die Kraft, meinen Befehlen zu folgen. Sie konnten mich nur verehren und brachten mir Opfer dar, die sie unter den Besuchern der Oase fanden. Der alte Mann fand den Stein, seine Enkelin, ein Mädchen, das ihr als bildhübsch bezeichnen würdet, trug den Stein weiter und verzauberte damit ohne es zu wissen die Menschen in ihrer Umgebung. Sie alle wurden von meinem verzweifelten Ruf erreicht und folgten mir in mein Reich. Ich hatte Jahrhunderte auf sie gewartet, hatte gehofft, eines Tages zurückzukehren und mich zu rächen. Diese Zeit ist jetzt gekommen. Auch du bist meinem Ruf gefolgt, und in dir steckt die Kraft, meine Mission zu erfüllen. Denn wisse, noch bin ich nicht allmächtig. Noch hat Astarte das Zeichen ihrer Allgewalt, das Schwert des Lichtes. Dies

muss ich erst besitzen, dann kann ich den Kampf gegen sie aufnehmen. Du wirst derjenige sein, der mir dieses Schwert holen soll. Die Wüste wird mein Reich werden und das Schwert das Zeichen meiner Macht. Ich schlage dir einen Handel vor: Wenn du das Schwert heranschaffst, dann will ich dir das Leben schenken. Auch deiner Gefährtin soll kein Haar gekrümmt werden. Schau dir gut an, wie es ihr ergeht.«

Vor Zamorra erschien plötzlich eine graue Fläche, die in dauernder Bewegung war. Sie wogte wie ein Nebelmeer.

Schatten erschienen darauf, tanzten herum und nahmen dann feste Formen an.

Zamorra traten die Augen aus dem Kopf. Verzweifelt streckte er den Arm aus, als wollte er berühren, was er sah.

Er erkannte seine Assistentin Nicole Duval. Bis zur Brust war sie im Sand begraben, der in das Innere der Behausung eingedrungen war, in der sie sich aufgehalten hatte.

Mit müden Bewegungen versuchte sie sich dagegen zu wehren, dass die Massen sie verschlangen. Doch wie eine unwiderstehliche Wasserflut stieg der Spiegel des Sandmeeres höher und höher.

»Sieh sie dir gut an, Mensch. Du kannst sie vor einem schrecklichen Tod erretten. Dir ist es gegeben. Erkläre dich mit meinem Handel einverstanden, dann werde ich dafür sorgen, dass sie lebt. Du bist nämlich der einzige, der mir das Schwert des Lichtes holen kann. Dir helfen die Mächte des Lichtes und des Guten. Darum brauche ich dich. Ich allein kann gegen Astarte nichts ausrichten. Doch dir wird sie das Schwert überlassen, da sie wissen wird, dass sie damit ein Menschenleben retten kann. Wie ist es also, willst du dich freiwillig bereit erklären, mir zu helfen, oder muss ich dich zwingen. Überlege gut! Wenn du nicht willst, dann musst du sterben, und das Leben deiner Gefährtin ist so oder so verwirkt.«

Die ganze Zeit über hatte die Frau auf dem Pferdegerippe keinen Laut gesprochen. Ihr Mund hatte sich nicht im geringsten bewegt, und Zamorra wusste, dass sie bereits von seinem Geist Besitz ergriffen hatte und ihn auf diese Weise erreichen konnte.

Zögernd nickte er.

»Ja, ich will tun, was du von mir verlangst, denn mir bleibt keine andere Wahl. Sag mir, was ich zu tun habe. Und sag mir, was mit meinem Freund geschehen wird, nachdem ich meine Aufgabe gelöst habe.«

Die Frau auf dem Ross machte eine Geste. »Sieh dich um. Dann wirst du ihn sehen können. Er fühlt sich bei uns bereits recht wohl.«

Zamorra folgte der Richtung ihres ausgestreckten Armes und gewahrte in der Schar der willenlosen Kreaturen ein bekanntes Gesicht.

Es war Pierre Cousteau. Er stand inmitten der anderen und verfolgte das Geschehen mit gehorsamem und ausdruckslosem Gesicht.

Kalt glitzerten seine Augen und verhießen dem Professor nichts Gutes. Zamorra schauderte und wandte sich bestürzt ab.

Die Stimme der Frau schnitt wieder in seinen Gedankengang.

»Ihm wirst du wohl nicht mehr helfen können. Ich wollte dich warnen, indem ich ihn zu mir rief. Du wolltest nicht hören, also habe ich mich entschlossen, mich deiner zu bedienen. Wenn du wirklich meine Weisungen befolgen willst, dann lege den schwarzen Stein auf den Boden und trete einen Schritt zurück.«

Zamorra tat, wie die Dämonin ihm geheißen hatte. Er hätte sich auch nicht dagegen wehren können.

Der Stein begann wieder zu leuchten, erhob sich vom Boden und schwebte auf einen kristallenen Sockel zu, der neben der Dämonin aus dem Boden wuchs. Mit einem klingenden Laut sank er darauf nieder und kam zur Ruhe. Dann verlor er wieder seine Leuchtkraft und wurde matt.

»Geh ins Tal der Sorgen«, erklang wieder die Stimme der Dämonin. »Durch dieses Tal führt der Weg zum Berg des Lichtes, der Heimat von Astarte, der Sonnengöttin. Sie wird dir das Schwert gern geben, denn sie ist so gutmütig und gutgläubig, dass du in ehrlicher Absicht kommst. Damit du den Weg durch das Tal der Sorgen auch unversehrt zurücklegen kannst, gebe ich dir dein Amulett wieder. Es wird dich vor den Geistern der Toten in diesem Tal beschützen. Doch glaube nicht, dass du damit mir trotzen kannst. Du hast ja bereits erleben können, wie wenig es dir im Grunde helfen kann. Weiche nicht vom Wege ab, denn sonst bist du endgültig verloren. Und mit dir das Mädchen, das dich in deiner Welt begleitet und die jetzt um ihr Leben kämpft. Vergiss nicht, dass du sie schützen kannst, wenn du richtig handelst. Doch geh jetzt. Du weißt genug über das, was dich erwartet. Und du bist gewappnet gegen alles, was dich angreift. Ich spüre es genau. Du bist ganz auf dich allein gestellt, vergiss das nicht.«

Mit diesen Worten nahm sie das Amulett von der Spitze der Sense, wo es die ganze Zeit gehangen hat.

Sie warf es in einem eleganten Schwung auf den Professor zu.

Instinktiv neigte Zamorra sein Haupt. Mit einem leisen Klirren, das in seinen Ohren wie Musik klang, legte sich die Kette um seinen Hals.

Ein Aufatmen ging durch seinen Körper, als er wieder das vertraute Gewicht um seinen Nacken spürte. Eine verzweifelte Hoffnung beseelte ihn und gab ihm Kraft für das, was ihm bevorstand und was er sich nur vage ausmalen konnte.

Er konnte nicht ahnen, dass das Grauen auf ihn wartete. Auch wusste er nicht, dass dies eine Reise ohne Wiederkehr werden konnte, wenn er sich nicht vorsah.

***

Endlos führte der Weg durch den gespenstischen Wald aus verdorrten Palmen. Ein leiser Wind, eher ein kalter Todeshauch, strich zwischen den Bäumen hindurch und brachte sie zum Schwingen.

Die Geräusche, die sie dabei von sich gaben, klangen wie das schmerzvolle Stöhnen und Seufzen zum Tode Verurteilter. Tief neigten sich die kahlen Palmwedel und streiften den Boden. Armen gleich griffen sie nach Zamorra, der ihnen immer wieder ausweichen musste.

Er war ein einsamer Wanderer durch eine Welt des Grauens. Kein angenehmer Anblick ließ seinen Blick ausruhen oder brachte ihm Trost in dieser verfahrenen Situation.

Längst hatte er sich aufgegeben, denn er war überzeugt, dass er dieser Welt nicht lebendig entrinnen konnte. Die Dämonin würde ihr Versprechen um keinen Preis wahr machen, stellte er doch als lebender Mensch eine immerwährende Gefahr für sie dar.

Nur die Sorge um Nicole Duval ließ ihn seine letzten Energien aktivieren. Der Gedanke an sie hielt ihn aufrecht, und er musste sich fragen, ob es mehr war als nur rein menschliches Mitleid und Fürsorge.

Doch er verscheuchte die Eindrücke, die vor seinem geistigen Auge aufstiegen. Er musste sich voll und ganz auf seine Aufgabe konzentrieren, wenn er bestehen und noch eine Weile leben wollte.

Ein Knacken ertönte von rechts. Sein Kopf fuhr herum, und er erstarrte zur Salzsäule.

Eine riesige Schlange hatte sich zwischen den grauen Stämmen des finsteren Waldes aufgerichtet. Angriffslustig schwang ihr Kopf hin und her, als wollte sie jeden Moment zustoßen. Dabei fixierte sie den Professor mit eisigen Augen.

Zamorra zitterte bis ins Mark. Viel wusste er über den sprichwörtlichen Schlangenblick, doch das hier war weit mehr.

Es war ein Blick, den er körperlich spürte und der ihn erschütterte.

War das eine der Gefahren, vor denen ihn die Dämonin gewarnt hatte?

Seine Gedanken wurden abrupt abgeschnitten.

Der Kopf der Schlange stieß vor. Zamorra hatte das Gefühl, als würde das teuflische Reptil grinsen.

Der Schädel des Dämonentieres traf sein Brustbein. Die Luft wurde ihm aus den Lungen gepresst.

Er wurde zu Boden geschleudert. Erneut fühlte er die Kälte, die der raue Untergrund abstrahlte. Sie lähmte sein Denken und seine Willenskraft.

Zamorra begriff, dass er sich so schnell wie möglich erheben musste, um im Vollbesitz seiner Kräfte zu bleiben. Auch musste er sich davor hüten, zu Boden geschleudert zu werden. Die Berührung mit der

kalten Fläche würde einem Todesurteil für ihn und seine Gefährtin gleichkommen.

Er ruderte mit den Armen, um sich aus der plötzlichen Umklammerung zu befreien.

In mehreren Windungen hatte sich die Schlange um seinen Leib geschlungen und drohte ihn zu zerquetschen.

Er bekam ihren Körper dicht hinter dem Schädel zu fassen. Mit aller Kraft versuchte er, den Kopf still zu halten.

Die Adern auf seiner Stirn traten hervor, und kalter Schweiß perlte ihm über den Rücken. In seiner Not schrie der Professor heiser auf.

Und als wäre das ein Signal gewesen, wurde der Körper der Schlange plötzlich nachgiebig.

Die schuppige Haut verschwand, wurde glatt und weich. Es war wie die Schale eines edlen Pfirsichs, was er nun mit seinen Händen berührte.

Die Schlange verwandelte sich, wurde zu einem Körper, der dem eines Menschen mehr und mehr glich.

Aus dem schlanken Kopf wurde ein Schädel, der Kopf einer Frau mit ebenmäßigen Gesichtszügen. Sie war von überirdischer Schönheit.

Und sie war nackt!

Lang wallte dunkles Haar auf ihre Schultern nieder und bedeckte den Ansatz ihrer Brüste. Diese schwangen bei jeder Bewegung ihrer Schultern leicht hin und her. Sie vibrierten vor gebändigter Leidenschaft.

Fordernd drängte sie sich gegen den Professor. Eines ihrer Knie schob sich zwischen Zamorras Schenkel. Nur allzu gern gab er diesem Druck nach. Er war auch nur ein Mann mit Wünschen und Begierden.

Ein Nebel legte sich über sein Blickfeld. Er sah alles in einem rosigen Licht der Leidenschaft. Willig ließ er alles mit sich geschehen.

Tief blickte er in unergründliche Augen, auf deren Grund es verführerisch glühte und schimmerte.

Die roten Lippen der Frau klafften auseinander und gaben zwei Reihen makelloser Zähne frei.

Langsam senkte sich der Mund auf Zamorras Gesicht nieder. Er reckte sich ihm entgegen, sehnte die Berührung herbei und wünschte sich nichts sehnlicher, als diese Frau zu besitzen.

Ihre Arme hielten ihn fest wie Stahlklammern.

Kühle Finger tasteten dem Professor über das Gesicht, den Hals und auf die Brust.

Ein wilder Schrei riss ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Die überirdische Frau hatte wohl das Amulett berührt, das Zamorra wie üblich auf der Brust trug.

Heulend wich sie zurück.

Schlagartig veränderte sich auch der Ausdruck ihres Gesichtes.

Jetzt zeigte sie ihren wahren Charakter, signalisierte dem Professor tödlichen Hass und höchste Gefahr.

Zamorra besann sich endlich wieder auf seine Aufgabe. Wie aus unendlichen Tiefen tauchte sein Bewusstsein auf und übernahm die Lenkung seiner Handlungen.

Einem Roboter gleich, setzte Zamorra sich zur Wehr. Mit geballten Fäusten stürzte er vor und wollte sich auf die Dämonin stürzen.

Doch die blieb stehen und lachte nur.

»Schlag nur, du Wurm! Schlag nur!«, keifte sie und lachte auf.

Zamorra holte aus und schlug. Aber seine Faust schoß durch das dämonische Wesen hindurch, als wäre die Frau Luft.

Zamorra wurde von seinem eigenen Schwung mitgerissen. Stolpernd konnte er sich im letzten Augenblick fangen, bevor er endgültig zu Boden stürzte.

Er wandte sich sofort um. Doch da war kein Gegner mehr. Unter einem hohlen Kichern entfernte sich die Schlange, die er zuerst zwischen den Bäumen gesehen hatte.

Zamorra rieb sich die Augen. Jetzt verstand er auch die Warnung der Dämonin, nicht vom Wege abzuweichen. Zu mannigfaltig waren die Gefahren, die dort auf ihn lauerten.

Er schleppte sich weiter. Seine Reserven ließen spürbar nach. Mit müden Bewegungen schlurfte er durch den Wald, von dem er den Eindruck hatte, er würde kein Ende mehr nehmen. Nichts deutete darauf hin, dass er überhaupt vorankam. Die Szenerie um ihn her blieb immer die gleiche.

Endlose Reihen von grauschwarzen Bäumen, die sich unter einem eisigen Wind neigten.

Ein Rauschen riss Zamorra plötzlich aus seiner Lethargie. Seine Gleichgültigkeit war wie weggewischt.

Es musste aus der Richtung kommen, in die er unterwegs war.

Je weiter er ging, desto mehr schwoll das Rauschen an. Es klang wie von einem urweltlichen Wasserfall.

Zamorra schaute hinauf zum Himmel dieser Welt. Er war tiefschwarz und leer. Was mochte er wohl hinter seinen Grenzen für Geheimnisse bergen?

Zamorra versuchte zu ergründen, was dieses Geräusch wohl verursachen konnte.

Die Erklärung sollte er sehr schnell bekommen.

Wie von Geisterhand vernichtet, wich der Wald auf einmal zu beiden Seiten zurück.

Eine riesige Felsformation aus schimmerndem schwarzem Jettstein wuchs vor ihm aus dem Boden.

Zwischen zwei zyklopenhaften Felstischen klaffte ein Spalt.

Und dieser Spalt wurde verhüllt – durch einen Vorhang aus Blut.

In immerwährendem Strom stürzte Blut über die Felskanten und ergoss sich in die Tiefe.
Da, wo es auf den Untergrund aufprallte, hatte sich ein roter Nebel gebildet aus mikroskopisch feinen Blutströpfchen.
Widerlich süß stieg dem Professor der Geruch des Lebenssaftes in die Nase. Mühsam nur konnte er ein Würgen unterdrücken.
Doch unaufhaltsam lenkte er seine Schritte auf den Vorhang zu.
Eine innere Stimme befahl es ihm, und er konnte sich diesem Befehl nicht widersetzen. Schwerfällig setzte er seine Schritte.
Schon hüllte ihn der Blutnebel ein, netzte seine Kleidung und überzog seine freien Hautpartien mit einem feinen Blutfilm. Zamorra merkte es nicht, wollte es nicht merken, war nur bemüht, seinen unsichtbaren Befehlsgeber zufrieden zu stellen.
Unbeirrbar ging er auf den Vorhang zu.
Fremde Geräusche drangen plötzlich an seine Ohren. Es war wie das Murmeln einer unübersehbaren Menschenmenge.
Doch weit und breit war kein anderes lebendes Wesen zu sehen.
Zamorra fragte sich noch, was da wohl auf ihn wartete, da hatte er den Vorhang, der den Riss zwischen den Felsen verhüllte, schon erreicht.
Ohne zu Zögern marschierte er weiter in den Vorhang hinein.
Zähflüssig strömte ihm das Blut über den Kopf, umhüllte seinen ganzen Körper und tränkte seine Kleidung.
Zamorra würgte. Sein Magen drehte sich um, doch er konnte seine motorischen Bewegungen nicht mehr steuern. Es war, als würden seine Muskeln vollkommen von allein arbeiten und seine Glieder nicht mehr ihm gehören, sondern einer fremden Macht, die mit ihnen spielte wie ein Kind mit einer Puppe.
Vor Zamorra wurde es allmählich heller. Sollte jenseits des Vorhanges vielleicht eine Welt liegen, in der nicht diese lähmende Finsternis herrschte? Zamorra konnte es fast nicht glauben. Das Murmeln schwoll zu ohrenbetäubenden Ausmaßen an. Fast glaubte Zamorra, einzelne Stimmen unterscheiden zu können.
Und auf einmal war da kein roter Schimmer mehr. Wie von einer Regenhaut perlte das Blut von seinem Körper und versickerte im Boden.
Ein vielstimmiger Aufschrei erfolgte.
Verwirrt schaute Zamorra hoch und ließ den Blick wandern.
Er glaubte, sein Herz würde stehen bleiben.
Rechts und links von ihm erhoben sich Stufen und Terrassen! Eine Unzahl von Wesen hockte oder stand darauf.
Es war wie ein Amphitheater der Urzeit.
Nur mit dem Unterschied, dass hier keine Menschen saßen. Zamorra sah die schrecklichsten Gestalten, die sich ein menschlicher Geist nur

vorstellen konnte.

Eine unheimliche Angst ergriff Besitz von ihm und schüttelte ihn durch wie ein wertloses Stück Lumpen.

Ständig schienen die Gestalten Form und Wesen zu verändern.

Es waren Hunderte, Tausende, nein Millionen, so kam es dem Professor zumindest vor. Sie starrten auf ihn herunter wie auf ein seltenes Exemplar einer fast ausgestorbenen Rasse.

Die Seitenwände des Amphitheaters wurden durch die Felswände gebildet. Vielhundertfach warfen sie die Echos der Stimmen zurück und hinunter ins Innere des Zirkus Maximus.

Bei jedem Schritt, den der Professor vorwärts machte, stäubte Sand hoch.

Ein dumpfes Grollen, das aus den Tiefen der Erde zu kommen schien, ließ ihn erstarren.

Ruckartig fuhren die Schädel der unheimlichen Wesen auf den Tribünen herum. Gebannt starrten sie in die andere Richtung. Auch der Professor fühlte seinen Blick von etwas Schrecklichem magisch angezogen.

An der Stirnseite, genau ihm gegenüber, hatte sich ein riesiges Tor geöffnet. Grauenhaft war der einzige Ausdruck, der auf das zutraf, was da hervortrat.

Eingehüllt war die Gestalt in ein schwarzes Gewand. Doch die Gestalt hatte kaum Ähnlichkeit mit einem Menschen.

Zamorra zählte fünf Köpfe, die auf Schultern saßen, in denen eine mörderische Kraft schlummern musste.

Wie eine indische Göttin hatte das Wesen drei Armpaare, die unter dem Gewand hervorragten.

Zwei dieser Arme führten ein Schwert. Ein dritter Arm hielt einen Dreizack und ein vierter führte ein Netz mit sich.

Die Schädel des Ungeheuers waren kahl und schimmerten in einem unwirklichen Licht, das die ganze Szene erfüllte.

Zamorra ahnte, was nun auf ihn zukommen würde.

Und er hatte sich nicht getäuscht.

Die unsichtbare Stimme durchdröhnte seinen Schädel mit dem auffordernden Schrei: »Kämpfe!«

Wie hingezaubert hielt der Professor plötzlich einen Dreizack und ein Schwert in der Hand.

Und ehe er sich versah, schickte sich sein unheimlicher Gegner unter dem anfeuernden Gebrüll der Dämonenschar zum Angriff an.

Zamorra versuchte sich auf seinen Gegner einzustellen.

Aber er überlegte zu lange.

Eine elegante Bewegung eines der sechs Arme, ein vielstimmiges Gelächter der fünf Schädel, und das Netz kam auf den Professor zugeflogen wie ein Fallschirm.

Mit schrecklicher Deutlichkeit musste Zamorra erkennen, dass der Wurf gut gezielt war und dass er dem Fanggerät nicht entgehen konnte.

***

Zamorra wurde durch den Schwung des Geflechtes zu Boden gerissen. Das Stampfen des näher kommenden Monstrums erschütterte den Boden. Die Kälte des Untergrundes kroch dem Professor in die Glieder und ließ ihn müde werden.

Matt fuhr er mit dem Schwert und dem Dreizack durch die Luft.

Aber er hatte unerhörtes Glück. Mehr durch Zufall durchschnitt er einige Maschen des Netzes und spürte zu seiner Erleichterung, wie seine Bewegungsfreiheit wuchs.

Er stemmte sich hoch, um den Kontakt mit dem Boden zu verlieren. Das Amulett auf seiner Brust brannte in höllischem Feuer.

Zu stark war der Ansturm der dämonischen Mächte, die sich auf den Rängen des Theaters breit machten.

Wieder führte Zamorra einen Schlag in die Luft, und weitere Maschen des Netzes rissen.

Schwankend kam er auf die Füße und stellte sich zum Kampf.

Das Monstrum war nun auf wenige Meter herangekommen. Zamorra gelang es, das Fangnetz vollends abzustreifen.

Deutlich konnte er die stechenden Augen in den fünf Schädeln des Ungeheuers erkennen. Das Ungeheuer war von schwarzer Hautfarbe. Das machte den Anblick noch unheimlicher und lähmender.

Mit Gewalt musste Zamorra sich dem Eindruck dieses unmenschlichen Wesens entziehen.

Das Ungeheuer hob einen Arm mit dem Schwert.

Zamorra sah die Klinge im Lichtschein blitzen und auf sich niederzucken. In einer gedankenschnellen Bewegung brachte er den Dreizack hoch, und das Schwert des Gegners verklemmte sich zwischen zwei Dornen.

Zamorra meinte, ihm würde der Arm abgerissen. Doch er hielt fest. Er stieß sich vom Boden ab und sprang hoch. Dabei riss er den Stiel seiner Waffe mit sich.

Ein lautes Krachen ertönte, und kraftlos baumelte der Arm des Ungeheuers in seinem Gelenk. Es gab einen dumpfen Laut, als das Schwert des Wesens in den Sand fiel.

Zamorra schöpfte Mut.

Ein ohrenbetäubendes Kreischen erfüllte die Arena. Darin mischte sich der dröhnende Schrei des Verwundeten.

Zamorra gönnte sich keine Ruhe.

Er machte mit seinem Schwert einen Ausfall und vollführte in Kopfhöhe einen Bogen damit.

Die Klinge pfiff durch die Luft.
Mit einem Schmatzen traf sie den Halsansatz des linken Schädels.
Als dunkler Schatten löste er sich vom Körper und rollte durch den Sand. Gebrochene Augen starrten in den Himmel der Dämonenwelt.
Vorsichtig zog das Urwesen sich zurück.
Keines der übrigen Gesichter zeigte Schmerz oder Qual. Das Ungeheuer schien gegen solche Empfindungen immun zu sein. Aber Mordlust schimmerte in den Augen, und Zamorra wusste, dass er keine Gnade erwarten konnte.
Er mobilisierte seine Reserven und griff wieder an.
Diesmal nahm er den Dreizack und täuschte einen Stoß vor, der auf den mittleren Kopf gerichtet war. Der heile Arm mit dem Schwert vollführte eine Abwehrbewegung. Zamorra hackte in blinder Wut drauflos – und hatte Erfolg.
Ein Strahl einer schwarzen Flüssigkeit, das Blut dieses Monstrums, sprudelte in den Sand.
Doch unbeirrbar marschierte das Ungeheuer vorwärts.
Unüberwindbar wuchs sein massiger Körper vor Zamorra hoch.
Er kam sich dagegen vor wie ein Zwerg.
Jetzt hatte er allerdings nur noch den Dreizack zu fürchten. Und damit war die Bestie Meister.
Wie einen Speer hob sie die mörderische Waffe hoch und warf sie auf den Professor.
Zamorra sah die drei Spitzen heranrasen und konnte nicht ausweichen.
Sein Arm wurde zwischen zwei Zacken gefangen und auf den Boden genagelt. Hilflos lag er da und erwartete den Todesstoß.
Langsam kam das Monster heran.
Der Boden vibrierte bei jedem Schritt.
Die vier Schädel grinsten teuflisch. Ein hallendes Lachen ließ die Gestalt des Kämpfers erzittern.
Dann hob er den Fuß.
Zamorra sah die Sohle auf sich zukommen.
Er warf sich zur Seite und stellte dabei das Schwert mit der Spitze nach oben auf den Boden.
Die Bestie sah es zu spät, konnte nicht mehr abbremsen, und mit einem hässlichen Reißen fuhr das Schwert dem Ungeheuer von unten durch den Fuß ins Bein.
Ein mehrstimmiger Aufschrei der vier Köpfe war die Antwort.
Das Wesen kippte zurück und wand sich am Boden.
Zamorra warf sich auf dem Boden hin und her, um den Dreizack, der ihn hielt, zu lockern. Schließlich gelang es ihm. Er konnte seinen Arm hindurchziehen, nachdem er den eigenen Dreizack losließ.
Blitzschnell bückte er sich danach und hob ihn wieder auf.

Tückisch funkelten ihn die vier Augenpaare an.
Doch der Professor kannte keine Gnade.
Hier lag kein Schwerverletzter, sondern ein Wesen, das dem Bösen entsprungen war. Wahrscheinlich war es sogar unsterblich. Er konnte sich keine Verzögerung erlauben. Das Leben seiner Gefährten stand immerhin auf dem Spiel.
Also führte er aus, was seine innere Stimme ihm, dem Geister-Killer, befahl.
Weit holte er mit dem Schwert aus und trennte mit einem einzigen Streich alle vier Köpfe vom Rumpf.
Augenblicklich wurde es in dem weiten Rund totenstill.
Zamorra schaute hoch.
Die Ränge der Tribünen waren mit einem Male leergefegt. Niemand zeigte sich mehr. Die Dämonenschar war verschwunden. Und der Himmel verfinsterte sich.
Die Stirnwand, die Zamorra den Weg durch die Arena versperrt hatte, zerbröckelte lautlos. Es war gespenstisch, mit ansehen zu müssen, wie das massive Bauwerk regelrecht zu Staub wurde.
Und in der Ferne erkannte Zamorra ein überirdisches Leuchten.
Ein hoher Berg ragte aus der Ebene auf, auf dessen Spitze ein gleißender Lichtfleck prangte.
Instinktiv wusste Zamorra, dass er dort das finden würde, was er suchte – das Schwert des Lichtes!

***

Auf seinem Weg zu dem Berg wurde der Professor nicht mehr aufgehalten.
Es war eine Welt der absoluten Leere, durch die er seinen Marsch fortsetzte. Immer wieder glaubte er, Schemen in seiner Nähe auftauchen zu sehen, doch schnell sah er sich getäuscht. Seine Fantasie gaukelte ihm diese Bilder vor. So weit er blicken konnte, war nichts Greifbares außer dem steilen Berg da weit vor ihm.
Zamorra kam es wie eine Ewigkeit vor, bis er den Fuß der Erhebung erreicht hatte.
Das Leuchten war immer stärker geworden, je weiter er sich dem Berg genähert hatte.
Es war massiver, glatter Fels, aus dem der Hügel bestand. Zamorra fragte sich, wie er es schaffen könnte, diesen Berg zu ersteigen. Es erschien ihm unmöglich.
Doch die innere Stimme trieb ihn an, es zu versuchen. Und er vertraute auf den unhörbaren Befehl und begann zu klettern.
Zu seiner großen Verwunderung kam er sehr schnell voran. Jeder Griff saß, und kein einziges Mal war er in Gefahr abzustürzen. Es war, als würde jemand ihn schützen.

Nach einiger Zeit merkte Zamorra, wie die Steilheit der Felsmassen abnahm und in einen sanften Anstieg überging. Er gelangte auf ein Hochplateau, das etwa so groß war wie ein Fußballfeld.

Und in der Mitte dieser Fläche sah er den Ursprung des Lichtscheins, der ihn geleitet hatte.

Es war ein riesiger Kristall, jedenfalls vermutete Zamorra, dass es ein solcher war.

Er ruhte auf einem steinernen Tisch, der etwa einen Meter hoch war.

Zögernd ging der Professor darauf zu. Eine Ahnung sagte ihm, dass er keine Angst mehr zu haben brauchte, dass er hier in der Nähe dieser Leuchtquelle in Sicherheit war.

Für einen Moment ruhte er sich aus. Er verschnaufte und sammelte seine Kräfte. Die Erlebnisse auf seinem Weg waren für ihn nur noch wie ein unwirklicher Albtraum.

Das hier musste der Ort sein, wo er das Schwert des Lichtes finden musste. Das Schwert der Astarte, ein Zeichen ihrer Allmacht, die den Menschen nur Gutes wollte.

Zamorra wusste, dass es frevelhaft war, was er tun wollte, doch der Wunsch, seine Gefährtin zu retten, trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Er war bereit, sein Leben in die Waagschale zu werfen, wenn er Pierre und Nicole das Leben erhalten konnte.

Er straffte sich und ging auf den leuchtenden Kristall zu.

In tausend Farben schillerte er und empfing seine Leuchtkraft aus seinem Innern. Er schien zu glühen in einem nie verlöschenden Feuer. Er strahlte Wärme ab, die Zamorra körperlich spüren konnte.

Auch schenkte der Anblick dieses unirdischen Kleinods seinen Gedanken Ruhe und Frieden.

Nicht einmal das Amulett auf seiner Brust brannte mehr, wie es immer der Fall war, wenn er einem Dämon des Bösen gegenüberstand.

Dies war die Stätte des Friedens. Und die sollte er entweihen?

Ja, wenn es sein musste. Und das Schicksal seiner Freunde verlangte es.

Zamorra ging um den Kristall herum.

An der Seite fand er, wonach er Ausschau gehalten hatte.

Aus dem Kristall ragte der Griff eines Schwertes heraus.

Das musste das Schwert des Lichtes sein, das er der Dämonin auf dem Knochenpferd bringen sollte. Sein Instinkt sagte ihm, dass es so war.

Zögernd trat er näher und fragte sich, wie er wohl dieses Schwert in seine Hand bekommen könnte.

Da hörte er in der Luft ein Singen wie von Engelsstimmen. Er schaute in die Runde, konnte jedoch nichts entdecken.

Das Singen schwoll immer mehr an. Es war ein vielstimmiger Chor.

Und aus dem Singen hob sich eine Stimme ab, die zu dem Professor sprach: »Ich weiß, warum du hier bist! Meine Schwester schickt dich,

ihr mein Wahrzeichen zu bringen, auf dass sie unumschränkte Macht in der Welt jenseits der euren gewinnt. Ich weiß auch, warum du das tun willst und tun musst. Eigentlich müsste ich mich wehren, doch ich erkenne deine gute Absicht. Daher kann ich dir deine Bitte nicht abschlagen. Fasse den Griff, und ziehe das Schwert heraus. Wenn es dir gelingt, dann bist du würdig, es zu tragen. Doch solltest du es nicht aus dem Kristall reißen können, dann wirst du gerichtet als Frevler gegen die Mächte des Guten. Habe keine Furcht und versuche dein Glück! Jetzt oder nie! Denke daran, dass du nicht viel Zeit hast!«

Zamorra senkte den Kopf und nickte leicht.

Dann ging er ganz nahe an den Kristall heran und umfasste den herausragenden Griff des Schwertes mit der rechten Hand. Seine Hand schloss sich darum, und er presste sie so fest zusammen, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Dann begann er, daran zu ziehen.

Erst tat sich überhaupt nichts.

Zamorra glaubte schon, der Kristall würde das Schwert nicht freigeben. Er dachte an seine Gefährten und malte sich aus, wie sie im Augenblick litten.

Das schien ihm übermenschliche Kräfte zu geben.

Wieder zerrte er an dem goldenen Griff der mystischen Waffe.

Und mit einem Ächzen gab sie nach. Erst glitt sie nur Millimeter aus der hell schimmernden Masse. Dann nahm der Widerstand immer mehr ab.

Zamorra zog und zog. Bald war das Schwert halb draußen.

Seine Klinge leuchtete in einem himmlischen Feuer. Zamorra musste die Augen schließen, aber nur für einen Moment. Dann öffnete er sie wieder, denn er wollte das Schauspiel mitverfolgen, wenn sich das Schwert vollends aus dem Stein löste.

Und dann hatte er es ganz in der Hand.

In dem Moment, wo die Klinge den Kristall ganz verließ, gab es einen ohrenbetäubenden Donner.

Qualm wallte auf, und unter wüstem Getöse teilte sich der Kristall in der Mitte. Er barst auseinander wie ein Felsmassiv bei einem Erdbeben.

Wesen schienen sich aus dem Rauch zu formen, der den Professor umhüllte. Gesichter, die er kannte, schwebten auf ihn zu und wollten ihn beschwören.

Die Gestalten seiner Vorfahren tauchten auf und schimpften ihn einen Verräter. Er hatte das Schwert des Lichtes entweiht, um es einem Dämon des Bösen zur Verfügung zu stellen.

Sie verfluchten ihn.

Tränen traten in Zamorras Augen. Er konnte sich nicht helfen. Sie verstanden nicht, begriffen nicht seine Situation, in der er sich befand.

Das Leben seiner Freunde stand auf dem Spiel.
Er musste es erhalten, koste es was es wolle.
Auch dann, wenn er sein Leben verwirkte und nie mehr wieder Dämonen und böse Geister jagen könnte.
Traurig schaute er den Schemen der Gestalten nach, die sich aus dem Rauch geformt hatten und nun wieder verwehten wie in einem heftigen Sturm.
Mein Gott, dachte er, wenn sie doch nur verstehen würden.
Und mit tiefem Bedauern schaute er auf sein Amulett, das ja wohl jetzt seine Zauberkräfte verlieren würde. Nie mehr würde es ihm Begleiter sein in Abenteuern, die für den Professor lebensgefährlich waren. Und nie mehr würde man ihn den Geister-Killer nennen, denn er hatte seine Chance vertan.
Mit einer Dämonin hatte er gemeinsame Sache gemacht und das Schwert des Lichtes, ein Sinnbild des Guten schlechthin, entweiht.
Wer würde ihn richten, und was würde ihn am Ende seines beschwerlichen Weges erwarten?
Der Tod?

***

Für einige Zeit blieb Zamorra noch stehen. Nachdenklich und von Ehrfurcht erfüllt betrachtete Zamorra das flammende Schwert in seiner Faust.
Dies war also das Symbol einer Macht, die mit die Geschicke dieser Welt beherrschte. Zamorra konnte es kaum fassen, dass ihm das Glück beschert war, diese Waffe mit sich zu führen. Und es schmerzte ihn in seiner Seele, dass dieses Schwert nun in die falschen Hände fallen sollte.
Aber er hatte keine Zeit zu verlieren. Er musste sich auf den Rückweg machen.
Er nahm die leuchtende Klinge und hakte sie in seinem Gürtel fest.
Dann ging er mit schleppenden Schritten zurück zur Kante der Hochfläche und machte sich an den Abstieg.
Zu seinem Entsetzen war die schützende Kraft verschwunden, die seinen Aufstieg gesichert hatte.
Er musste sich seinen Weg nach unten selbst suchen, und es wurde verdammt hart für ihn.
Mehr als einmal drohte er in die Tiefe zu stürzen, doch immer noch im letzten Moment gelang es ihm, einen neuen Halt zu finden.
Seine Füße tasteten nach Vorsprüngen in der Felswand, während seine Fingerspitzen sich um winzige Kanten und in nadelfeine Risse klammerten.
Er bebte am ganzen Körper, und sein Hemd klebte ihm verschwitzt am Oberkörper. Der eisige Wind, der das Massiv umheulte, ließ ihn

frösteln.
Endlich hatte er es geschafft. Er hatte wieder festen Boden unter den Füßen, wenn es auch ein Boden war, der ihm keine Sicherheit bieten konnte.
Zamorra hatte das Gefühl, er würde auf einer trügerischen Fläche dahinschreiten, die ihn immer wieder zu verschlingen schien.
Ein graues Wabern war um ihn, das an seiner Seele zerrte und seine Augen durch immer neue Schreckensbilder narrte.
Er sehnte sich nach einem Anblick, auf den er sich verlassen konnte. Und wenn es ein Monstrum war, das sich greifen ließ. Die Unwirklichkeit seiner Situation kam ihm voll zu Bewusstsein. Es war alles wie ein Traum.
Er verspürte einen quälenden Durst. Doch in dieser Einöde jenseits von Raum und Zeit konnten solche menschlichen Bedürfnisse keine Befriedigung finden.
Wasser war hier etwas Fremdes, das einem nur die menschliche Schwäche vor Augen führte. Dämonen hatten andere Ziele und andere Absichten.
Doch vielleicht gehörte das auch zu den Qualen, denen ein Eindringling in dieser Dimension des Bösen ausgesetzt war.
Der Weg war endlos. Zamorra kämpfte sich vorwärts, nur durch seinen Willen und den Wunsch zu helfen angetrieben.
Mehr als einmal sank er in die Knie und sagte sich, dass er nicht mehr weiter konnte.
Und immer wieder riss er sich hoch und eilte weiter.
Noch lag das Tal der Sorgen vor ihm. Warum eigentlich Tal der Sorgen?
Zamorra konnte sich erinnern, eine Unzahl von Monstren auf den Tribünen dieses gespenstischen Amphitheaters gesehen zu haben.
Sollten sie vielleicht die Sorgen und Nöte der Menschen verkörpern? Dann war die Arena vielleicht das Sinnbild für das Leben eines Menschen, in dem er seinen Kampf zu bestehen oder zu verlieren hat.
Zamorra war überzeugt, dass er das Rätsel gelöst hatte. Und nachträglich erfüllte es ihn mit einem gewissen Stolz, seinen Kampf gegen dieses teuflische Monstrum gewonnen zu haben.
Stand ihm vielleicht ein erneuter Kampf bevor?
Das Amulett war keine Hilfe, so glaubte er zumindest. Oder war die helfende Stimme in seinem Innern dem Amulett entsprungen?
Weit voraus erkannte Zamorra den Einschnitt, der ihn in das Tal führen sollte. Er sammelte innerlich Kraft und Zuversicht, neue Schrecken bestehen und überwinden zu können.
Er näherte sich und lauschte angestrengt.
Nichts. Kein Geräusch, kein Laut drang an seine Ohren. Er schöpfte neue Hoffnung. Vielleicht drohten nur auf dem Weg in einer Richtung

Gefahren, die man zu überwinden hatte.

Seine Schritte wurden langsamer. Fast zögernd wagte er sich zwischen die Felsen, die rechts und links von ihm in den Himmel ragten.

Die Tribünenreihen waren noch da. Nichts hatte sich verändert, außer dass er niemanden sehen konnte.

Oder hielten sie sich versteckt, um ihn dann mit vereinten Kräften zu überfallen?

Wachsam ließ er seinen Blick in die Runde gehen.

Wohin er auch schaute, alles war wie ausgestorben.

Totenstille herrschte in dem weiten Rund. Nur das Knirschen seiner Schritte im Sand war zu vernehmen.

Zamorra wollte schon aufatmen, da fesselte eine Bewegung über ihm seine Aufmerksamkeit. Mein Gott, das durfte doch nicht wahr sein!

Über ihm schwebten die fünf Schädel des Monstrums, das er auf seinem Hinweg besiegt hatte.

Sie lebten und funkelten im Licht, das jede Einzelheit mit grausamer Deutlichkeit hervortreten ließ.

In den fünf Augenpaaren lag das personifizierte Grauen.

Sie fixierten den Professor und bannten ihn an seinen Platz. Eine rätselhafte Lähmung ergriff von ihm Besitz und ließ ihn stehen bleiben.

Fast ergeben erwartete er, dass die Schädel näher kamen.

Mit irrsinniger Geschwindigkeit jagten sie auf ihn zu. Weit klafften die Münder auf, als wollten sie den Professor verschlingen.

Unwillkürlich zog Zamorra den Kopf ein.

Dabei berührte er mit dem bloßen Arm das Schwert an seiner Seite. Ein Stromstoß jagte durch seinen Körper und erfüllte ihn mit neuem Mut.

Plötzlich hatte er seine Bewegungsfähigkeit wieder zurückerlangt.

Er reagierte sofort. Er riss das Schwert aus dem Gürtel und wartete auf seine neuen Gegner.

Die Schädel umschwebten ihn wie in einem Tanzreigen. Es schien ihnen Spaß zu machen, den Professor in die Enge zu treiben und ihn in seiner Furcht leiden zu sehen.

Mühsam unterdrückte Zamorra ein überwältigendes Angstgefühl und zwang sich dazu, einen kühlen Kopf zu behalten.

Der erste Schädel raste heran.

Zamorra schwang das Schwert. Der Schädel drehte ab und zischte vorbei.

Wieder kam einer der Köpfe herangerast. Diesmal wartete Zamorra bis zum letzten Augenblick, blieb starr stehen und ließ sich im letzten Augenblick zu Boden fallen. Dabei stieß er das Schwert nach vorn.

Mit weit aufgerissenem Mund prallte der Schädel gegen die Spitze.

Das Schwert bohrte sich in seinen Rachen und trat am Hinterkopf wieder heraus. Der Schädel rutschte über die Klinge bis zum Knauf. Mit einem lauten Krachen schlossen sich die Kiefer, und die Zähne verfehlten die Hand des Professors nur knapp.

Dann brachen die Augen des Schädels und er rührte sich nicht mehr.

Mit Entsetzen hatte der Professor das Schauspiel verfolgt. Doch er hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Er schüttelte das Grauen ab und wartete auf den nächsten Gegner.

Er griff genauso an wie der vorige.

Und Zamorra reagierte ebenso.

Auch dieser Schädel wurde aufgespießt und rutschte über die Klinge. In seiner wahnsinnigen Gier verbiss er sich im Tode im Hinterkopf seines Genossen.

Ein irrsinniger Schmerz in seiner Schulter ließ Zamorra herumfahren.

Er starrte in ein kalt glitzerndes Augenpaar auf seiner Schulter.

Eine der unheimlichen Bestien hatte sich in seiner Schulter festgefressen. Mit einem wilden Schrei wollte Zamorra das Ungeheuer abschütteln, doch es gelang ihm nicht.

Schon spürte er, wie eine Lähmung seinen Arm erfasste.

Mühsam hob er den Arm und tastete mit der Hand nach dem Amulett auf seiner Brust. Er bekam es zu fassen und schlug es dem Schädel mit voller Kraft zwischen die Augen.

Die Zähne des Ungeheuers wichen auseinander, und unter einem heiseren Schrei löste sich der Kopf von der Schulter.

Blut lief ihm über die blauen Lippen und hinterließ eine feine Spur im Sand der Arena. Der Schädel rollte noch etwa einen Meter, dann blieb er mit gebrochenen Augen liegen.

Jetzt waren nur noch zwei Gegner da.

Zamorra fühlte, wie seine alte Schulterwunde aufgebrochen war und Blut über seinen Rücken lief.

Die ganze Körperhälfte brannte höllisch. Doch Zamorra konnte nichts dagegen tun, denn einer der übrig gebliebenen Schädel schoß auf seine Beine zu. Zamorra konnte gerade noch zur Seite springen.

Er traf den Schädel mit der Breitseite des Schwertes.

Wie eine überreife Melone platzte der Kopf und ging in stinkendem Qualm auf.

Zamorra wandte sich um.

Der letzte Schädel schwebte vor ihm in der Luft. Jeden Moment rechnete der Professor mit einem neuen Angriff.

Doch nichts erfolgte. Starr stand der Schädel in der Luft. Ausdruckslos blickte das teuflische Augenpaar auf den Professor.

Dann verzog sich der Mund zu einem hämischen Grinsen.

Er öffnete sich und lachte kreischend auf.

Der Schädel stieg immer höher, bis er den Blicken Zamorras

entschwunden war.

Doch immer noch lag das kreischende Gelächter in der Luft und fetzte durch Zamorras Kopf.

Er schaute auf sein Schwert, auf das er die beiden Schädel aufgespießt hatte. Sie waren tot, zumindest schien es so.

Zamorra wollte sie herunterschütteln. Sie rührten sich nicht. Er wollte sie abstreifen, doch so sehr er sich auch anstrengte, es ging nicht.

Dann versuchte er ein letztes Mittel, er nahm sein Amulett und berührte die unheimlichen Köpfe damit.

Es zischte. Beißender Gestank stieg dem Professor in die Nase.

Und vor seinen Augen lösten sich die Schädel in Nichts auf.

Nur das Schwert des Lichtes behielt sein Leuchten bei, als wäre es nie benutzt worden. Im Stillen dankte Professor Zamorra der Göttin, der er das Schwert genommen hatte.

Würde sie ihm wieder helfen, wenn es hart auf hart ging?

Er hoffte es kaum, und doch erfüllte ihn eine unerklärliche Zuversicht.

***

Zamorra befestigte das leuchtende Schwert wieder an seinem Gürtel. Auf den Tribünen blieb es still. Keiner der Dämonen hatte sich gezeigt.

Am Ende der Arena erkannte Zamorra den roten Schein, der ihm den Weg wies.

Es war der Blutvorhang, der das Tal vor der übrigen Welt abschirmte.

Zamorra schauderte bei dem Gedanken, wieder dort hindurch zu müssen. Aber es würde ihm wohl keine andere Wahl bleiben. Entschlossen machte er sich auf den Weg.

Es war genau wie auf dem Hinweg.

Zuerst hüllte ihn der feine Blutnebel ein, der sich wie ein Film um ihn schmiegte. Dann trat Zamorra in den Strom, der von den Felsen herabprasselte.

Er durchnässte ihn bis auf die Haut.

Und wieder musste Zamorra mühsam ein krampfartiges Würgen unterdrücken, als er durch die tosende Wand schritt.

Doch schnell hatte er den Vorhang hinter sich gelassen.

Die Wunde in seiner Schulter pochte heftig. Sein ganzer Körper wurde von diesem Pulsen durchströmt.

Feurige Ringe tanzten vor seinen Augen, und er musste sich für einen Augenblick hinsetzen.

Jetzt, wo er kurz vor dem Ende seines Weges durch Raum und Zeit angelangt war, wollten ihn die Kräfte verlassen. Das durfte nicht sein.

Er sammelte sich und nahm das Amulett seines Vorfahren in die Hand.

Täuschte er sich oder spürte er wirklich dieses warme Gefühl der Kraft, die ihn erfüllte? Hatte das Amulett seine geheimnisvollen Fähigkeiten und Strahlen wieder zurückerlangt? Oder war es nur ein neues Spiel, das die Dämonin mit dem Knochenpferd mit ihm trieb?

Zamorra erhob sich wieder.

Am Horizont machte er undeutlich den Palmenwald aus, der wie in einem tödlichen Reigen hin und her schwankte.

Tausende von Stimmen erfüllten mit ihrem Flüstern die Luft und verwirrten den Professor. Sie stürmten auf ihn ein, versuchten ihn vom Wege zu locken und verhießen ihm ewiges Glück.

Zamorra ließ sich nicht beirren. Er verfolgte stur seinen Weg, der durch den Palmenwald führte, an dessen Ende die Dämonin auf ihn und seine Beute wartete.

Je näher er dem Ende des Palmenhains kam, desto mehr reagierte das Amulett auf die Nähe der Dämonin. Erst war es nur ein leichtes Brennen, das sich aber mehr und mehr zu einem Glühen steigerte.

Es nahm dem Professor den Atem und ließ ihn gequält aufstöhnen.

Verstanden seine Vorfahren die Situation, in der er sich befand?

Zamorra wünschte es inbrünstig, denn er wollte sich ihrer würdig erweisen.

Er nahm zwischen den dunklen Stämmen eine Bewegung wahr.

Zwei Gestalten schlichen sich heran. Es waren ein alter Mann und ein junges Mädchen von feenhafter Schönheit.

Misstrauisch verfolgte Zamorra ihr Näherkommen und bereitete sich auf eine neue Teufelei vor.

Doch in den Augen des alten Mannes lag unsagbare Trauer. Und der Anblick des Mädchens rührte den Professor zutiefst. Tränen standen in ihren Augen, und sie schienen den Professor um Hilfe anzuflehen.

Erwarteten sie sich von ihm Unterstützung, wo er doch ebenso hilflos war wie sie?

Mit einer Geste bedeutete der alte Mann dem Professor, stehen zu bleiben und auf sie zu warten.

Zögernd erfüllte Zamorra die stumme Bitte.

Der alte Mann legte einen Finger auf den Mund.

»Nicht so laut reden«, flüsterte er leise. »Sie hört alles, und wenn sie erfährt, dass wir mit dir reden, dann bedeutet das unser Verderben.«

Zamorra nickte verstehend, konnte sich aber von einem gewissen Misstrauen nicht freimachen.

Das Mädchen stützte den alten Mann, der sich wie unter Qualen vorwärts schleppte.

Als sie den Professor erreicht hatten, sah er, dass in den Augen des Mannes ein Feuer lag, das ihm bewies, dass er noch nicht völlig der Dämonin verfallen war.

»Ich weiß, wer du bist. Eine Ahnung hat es mir gesagt. Ich kenne

zwar deinen Namen nicht, doch bin ich überzeugt, dass du uns alle erlösen wirst.«

Der alte Mann musste husten. Sein Körper schüttelte sich wie unter Krämpfen. »Ich bin es, der die Teufelin auf die Erde geholt hat. Vor einigen Jahren habe ich den schwarzen Stein unter einer Palme gefunden. Ich wurde von seinem Feuer verschlungen und hier in diese schreckliche Welt entführt. Mein Name war damals Abd El Naftali, doch ich habe ihn schon lange nicht mehr getragen. Dieses Mädchen hier ist meine Enkelin Fatme. Sie hat mich damals gefunden und musste mir folgen. Durch meine Schuld ist das Unglück über die Oase gekommen. Aber du wirst uns helfen können. Ohnmächtig musste ich zuschauen, wie immer neue Opfer mit Hilfe des schwarzen Steins in die Dämonenwelt gerufen wurden. Und ebenso hilflos musste ich miterleben, wie die Dämonin mit ihnen ihr grausames Spiel trieb. Jeden von ihnen hat sie ausgeschickt, das Schwert des Lichtes zu holen. Und niemand von ihnen ist zurückgekehrt. Im Tal der Sorgen ereilte sie das Schicksal und brachte ihnen den Tod. Doch du bist zurückgekehrt und hast das Schwert bei dir. Hüte es gut, wenn du damit auch nicht viel ausrichten kannst.«

Zamorra unterbrach den Mann. »Was meinst du damit, dass ich nicht viel damit ausrichten kann? Ist es nicht von unendlicher Macht und Kraft? Kann es die Dämonin nicht in ihre Schranken verweisen?«

Ernst schüttelte der alte Mann den Kopf. »Nein, das kann es nicht. Du kannst damit vielleicht dein Leben und dein Denken erhalten, doch wirst du dann ein heimatloser Wanderer in der Dämonenwelt. Du wirst nie mehr zurückkehren können, wenn du nicht den schwarzen Stein in deinem Besitz hast. Und wenn du ihn nicht festhalten kannst, dann musst du ihn zerstören. Damit rettest du vielleicht sogar uns alle hier.«

Plötzlich erstarrte der Alte.

Zamorra wollte noch etwas sagen, da schrie das Mädchen auf.

»Sie hat uns gehört. Jetzt ist es aus!« Gleißendes Licht erhellte den Palmenwald, und ein Blitz zuckte vom Himmel hernieder.

Mit einem Mal stand der ganze Wald in Flammen. Der alte Mann und das Mädchen taumelten zurück. Sie stürzten zu Boden, wo sie unbeweglich liegen blieben.

Zamorra zog das Schwert und war zu allem entschlossen.

Doch ein überlautes Lachen belehrte ihn eines Besseren.

»Gib dir keine Mühe, Mensch. Das Schwert ist für dich wertlos. Die beiden taten etwas Verbotenes. Sieh sie dir genau an. Das wird auch dir geschehen, wenn du nicht meinen Worten folgst.«

Es war die Stimme der Dämonin auf dem Knochenpferd, und Zamorra erkannte mit brutaler Deutlichkeit, dass es für ihn kein Entrinnen mehr gab, denn ihre Macht in dieser Dimension war zu

groß.

Und er hatte nichts, womit er sich hätte zur Wehr setzen können.

***

Mit wütendem Fauchen zuckten die Flammen in den schwarzen Himmel. Zamorra spürte die Hitze, die sie verbreiteten und die seine Augenbrauen versengte. Er konnte sich nicht vom Fleck rühren.

Krachend kippten um ihn herum die Palmen um. Ein Funkenregen wogte auf und hüllte Zamorra ein.

Dazu klang in seinen Ohren das höhnische Lachen der Dämonin, die alles zu verfolgen schien. Noch konnte Zamorra sie nicht sehen.

Doch er hörte bereits das Hufgetrappel des Knochenpferdes.

Und dann erschien es in seinem Gesichtskreis.

Die Dämonin saß darauf und schwang die Sense. »Fürchte dich nur, Mensch. Du meinst sicher, du wärst am Ende deines Weges angelangt. Doch weit gefehlt. Du hast mir das Schwert gebracht, und das macht dich zu meinem Lieblingssklaven! Denn in deine Welt wirst du nie mehr zurückkehren können. Sie ist für immer für dich verschlossen. Nie wirst du sie mehr wiedersehen, es sei denn, ich schicke dich einmal mit einem Auftrag dahin! Und gib dir keine Mühe, es zu versuchen. Denn du hast mir die einzige Möglichkeit für deine Rückkehr in die Hand gegeben.«

Sie wandte sich um und griff hinter sich.

Ihre Hand schien zu leuchten. »Ja, sieh nur! Der schwarze Stein. Er ist es, der deine Rückkehr ermöglicht hätte. Aber jetzt habe ich ihn, und mit seiner Hilfe werde ich mir noch mehr Sklaven aus eurer Welt holen, bis ich genug zusammen habe, um mit diesem Heer auf die Welt zu kommen. Ihr sollt zittern vor mir und auf den Knien kriechen. Viel zu lange schon war ich an diesen trostlosen Ort verbannt. Und das alles habe ich nur meiner Schwester zu verdanken. Aber du hast mir ja das Schwert gebracht. Und ohne diese allmächtige Waffe wird es ihr nicht mehr gelingen, mich in die Schranken zu weisen!«

Zamorra wollte etwas erwidern, doch die Stimme versagte ihm.

Dann war alles umsonst gewesen.

Die Dämonin schien seine Gedanken erraten zu haben. »Ja, trauere nur. Deinen Freunden wird es nicht besser ergehen. Willst du deine Gefährtin noch einmal sehen? Dann schau her!«

Wieder wuchs vor Zamorra die ungeheuer große und weite Fläche aus dem Boden. Sie war wie ein Riesenbildschirm.

Zamorra sah das Wabern grauer Wolken, die sich allmählich zu erkennbaren Formen verdichteten.

Jetzt sah er Nicole. Sie stand bis zum Hals in den Sandmassen und ruderte verzweifelt mit den Armen. In ihren Augen lag aller Schrecken dieser Welt. Nackte Todesangst loderte darin. Und alle Hoffnung auf

ein gnädiges Ende war aus ihren Zügen gewichen.
Zamorra verspürte ohnmächtige Wut. Nur mühsam konnte er sich in der Gewalt halten.
Er fragte sich, ob er auf sein Amulett vertrauen konnte. Noch hatte die Dämonin ihn nicht angefasst. Vielleicht hing das mit dem unsichtbaren Schutz zusammen, den ihm sein silberner Talisman gewährte.
Er hatte eigentlich nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen.
Er wollte den Versuch wagen, wollte riskieren, besiegt zu werden.
Aber lieber tot, als dieser Teufelin bis in ewige Zeiten dienen zu müssen.
Mit einem heiseren Schrei stürzte er nach vorn. Wild schwang er das Schwert über seinen Kopf. Doch zu seinem Schrecken musste er erkennen, dass es seine Leuchtkraft verloren hatte. Es war stumpf geworden und war nur noch eine normale Waffe, mit der er wohl kaum gegen die Mächte des Bösen kämpfen konnte.
Sollte die gute Schwester ihre böse Schwester doch noch verschonen wollen? Zamorra begriff überhaupt nichts mehr.
Die Dämonin lachte auf und machte eine herrische Bewegung.
Aus der Schwärze hinter ihr erschienen Gestalten, die Zamorra schon auf seiner Welt in der Halle der Oase gesehen hatte.
Die Sklaven der Dämonin, die jeden ihrer Befehle ausführten und auch nicht vor ihresgleichen Halt machten.
Sie alle waren einmal Menschen gewesen, Menschen mit Gefühlen und Sehnsüchten, bis ein grausamer Zufall sie in die Oase geführt hatte, wo sie dann auch in den Bann des schwarzen Steines geraten waren.
Zamorra widerstrebte es, sich gegen die armen Kreaturen zur Wehr zu setzen, doch musste er sich sagen, dass sie keiner menschlichen Regung mehr fähig waren und nicht mehr zwischen Gut und Böse unterscheiden konnten.
In ihrem Leben lag nur noch der eine Sinn, ihrer Herrin zu gehorchen. Und das würden sie auch jetzt tun.
Wild stürmten sie auf Zamorra zu.
Hass loderte in ihren Augen. Mit geballten Fäusten jagten sie heran, eine Meute auf der Jagd nach dem wertvollen Opfer.
Zamorra wich zurück. Nirgendwo sah er eine Möglichkeit, sich zu verschanzen. Nichts war in der Nähe, das ihm hätte Schutz gewähren können. Nur unendliche Leere und unermessliche Weiten taten sich vor seinen Augen auf.
Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen. Doch wollte er sich bemühen, die Kreaturen, die nicht wussten, was sie taten, zu schonen, so weit es ging.
Ein Mann stürmte als erster heran. Wie ein Raubtier sprang er den

Professor an und riss ihn zu Boden. Zamorra konnte ihm einfach nicht das Schwert in den Bauch rammen, wie es ihm leicht gefallen wäre, denn seine Angreifer dachten gar nicht daran, sich vorzusehen.

Sie kannten nur den Befehl ihrer Herrin und waren fanatisch bemüht, ihn um jeden Preis auszuführen.

Wie ein wildes Tier warf der Mann sich auf ihn. Er fletschte die Zähne wie ein Bluthund.

Der Wahnsinn brannte in seinen Augen wie ein ewiges Feuer.

Gierig schnappten seine Zähne nach Zamorras Kehle.

Der tastete in letzter Not nach seinem Amulett. Endlich bekam er es zu fassen.

Mit einer letzten verzweifelten Hoffnung stieß er es dem Mann ins Gesicht.

Ein wildes Aufheulen, und das Gewicht verschwand von Zamorras Körper. Er sprang auf und erwartete den Ansturm der anderen.

Diese waren vorsichtig geworden, als sie sahen, was mit ihrem Genossen geschehen war.

Ein Fußtritt traf seinen Arm, der das Schwert führte.

Zamorra stöhnte auf. Das Schwert wurde ihm aus der Faust gerissen und wirbelte durch die Luft.

Das war das Zeichen für die anderen. Jetzt konnte ihnen nichts mehr passieren.

Sie drangen mit kalter Wut auf den Professor ein.

Zamorra fühlte sich mehr und mehr in die Enge getrieben.

Wild schlug er mit dem Amulett um sich. Er traf auch vielfach.

Bald war der Ort vom Geheul und Gestöhn der Dämonenmenschen zu einer Hölle des Leidens geworden.

Zamorra wütete wie ein Berserker. Doch für jeden Angreifer, den er zurückschlagen konnte, traten zwei neue auf den Plan.

Unübersehbar war das Heer der Dämonen, die ihm ans Leder wollten.

Einer setzte sich auf seinen Rücken, klammerte sich fest und legte seine Hände wie Stahlklammern um die Kehle des Professors.

Verzweifelt versuchte Zamorra ihn abzuschütteln.

Es gelang ihm nicht. Wie eine Klette hing der Bursche an ihm und presste die Hände immer fester zusammen.

Zamorra röchelte nur noch. Er sackte in die Knie.

Die Last auf seinem Rücken blieb.

Da hörte er einen begeisterten Freudenschrei, der sein Innerstes zum Vibrieren brachte.

Rasendes Hufgetrappel erscholl.

Zamorra versuchte, etwas zu erkennen.

Die Dämonin kam auf das Kampfgetümmel zugeritten. Dabei lachte sie teuflisch.

»Nun, hast du deinen Meister gefunden? Ich habe es mir überlegt. Ich brauche dich nicht mehr. Meine Sklaven können mit dir machen, was sie wollen. Mich interessiert es nicht mehr. Und das hier nehme ich an mich, denn ich wollte es ja haben!«

Mit diesen Worten beugte sich die Dämonin weit nach vorn über den Hals ihres Knochenpferdes und hob das Schwert, das Zamorra aus der Hand geschleudert worden war, vom Boden hoch.

»Dann leb wohl! Vielleicht kannst du aus dem Jenseits meinen Siegeszug über die Welt deiner Mitmenschen verfolgen!«

Ohnmächtig musste Zamorra mit ansehen, wie die Dämonin sich entfernte und mit sich die einzige Hoffnung nahm, seine Gefährten vor dem sicheren Tode zu retten.

***

Doch noch war nicht alles verloren. Soweit seine prekäre Situation es ihm erlaubte, dachte Zamorra aufs höchste konzentriert nach.

Wie konnte er sich aus der gefährlichen Umklammerung der Besessenen befreien?

Er wand sich hin und her wie ein Tier im Fangeisen. Er versuchte sich loszureißen, stieß aber auf unüberwindlichen Widerstand.

Er bekam die rechte Hand frei und stieß damit einen der Dämonensklaven zurück, der sich ihm geifernd genähert hatte.

Ein wütendes Knurren war die Antwort.

Und wieder drückte der Bursche, der seinen Hals umklammert hielt, die Hände zu.

Zamorra meinte, die Brust würde ihm platzen. Er sah seine Umgebung nur noch durch einen rotfarbenen milchigen Schleier. Seine freie Hand fuhr zu seiner Brust, wo er das Amulett wusste.

Er umfasste es und steuerte seine Gedanken auf ein festes Ziel. In der Hoffnung, mit Hilfe des Amuletts hypnotische Kräfte zu entwickeln, bemühte er sich, in die Gehirne seiner Gegner einzudringen.

Mit aller Kraft dachte er, sie mögen ihn loslassen, mögen ihn verschonen. Und es schien ihm tatsächlich zu gelingen!

Der Griff des Würgers lockerte sich. Zamorra bekam wieder Luft in seine Lungen. Tief atmete er ein und versuchte sich hochzustemmen. Doch immer noch lastete eine der Gestalten auf seinem Leib und ließ sich nicht abschütteln.

Zamorra lenkte den Strom und die Energie seines Denkens auf dieses eine Wesen.

Es wand sich unter Krämpfen. Mit blutunterlaufenen Augen starrte es Zamorra an, strengte sich an, von dem Blick des Professors loszukommen, schaffte es aber nicht. Zamorra hatte den Mann regelrecht gebannt. Wie in Trance ließ der Kerl von ihm ab, erhob sich und blieb stocksteif stehen.

Zamorra schüttelte die Hände der anderen, die ihn am Boden festhalten wollten, ab und erhob sich ebenfalls.

Schwankend stand er da und hielt Ausschau nach der Dämonin.

Sie hatte sich schon weit entfernt. Doch noch war sie in Rufweite.

Zamorra löste das Amulett von seinem Hals und schwang es über dem Kopf wie eine Schleuder.

Er zielte genau. Dann ließ er los und verfolgte mit vorgebeugtem Oberkörper den Flug seines wertvollen Talismans.

Blitzend wirbelte es durch die Luft und traf das knöcherne Pferd.

Wie vom Blitz gefällt brach es zusammen. Dabei stieß es einen fast menschlichen Schrei aus.

Mit einem grässlichen Fluch, den Zamorra deutlich bis zu sich hören konnte, stürzte die Dämonin von ihrem Reittier.

Dabei verlor sie das Schwert aus der Hand. Klirrend prallte es auf die Erde.

Damit wurde natürlich Zamorras geistiger Kontakt mit den Kreaturen, die ihm nach dem Leben trachteten, abgebrochen. Nun gewann wieder der in den Hirnen der Dämonensklaven programmierte Befehl ihrer Herrin die Oberhand.

Aufheulend wollten sie sich auf den Professor stürzen.

Doch der hatte sich in Bewegung gesetzt und hetzte mit langen Schritten hinter der Dämonin her.

Er hatte nur ein Ziel – sein Amulett und das Schwert des Lichtes.

Die letzten Meter bis zu der gestürzten Dämonin legte er mit einem verzweifelten Sprung zurück.

Wie ein Pfeil flog er durch die Luft, landete unsanft neben seinem Amulett, griff danach und rollte sich über die Schulter ab.

Wütend fauchte die Dämonin ihn an.

Sie war bemüht, ihr teuflisches Ross wieder auf die Beine zu bringen.

Schnaubend kam es hoch und blieb zitternd stehen. Da, wo das Amulett es getroffen hatte, waren die Knochen angebrannt.

Die Dämonin trieb das Pferd gegen ihren Verfolger. Vergessen war das Schwert, das unweit auf dem Boden lag. Sie wurde vom Hass gegen ihren mächtigen Widersacher vollkommen beherrscht.

Und sie ahnte wohl, dass er eine echte Gefahr für sie darstellte.

Hoch bäumte sich das grausige Reittier auf. Mit den Hufen zielte es nach dem Kopf des Professors.

Er war auf der Hut und rollte sich mit einer katzenhaften Bewegung zur Seite.

Die Hufe schlugen ins Leere.

Dann hatte Zamorra die Orientierung wiedergefunden.

Er sprang auf wie von der Sehne geschnellt und stieß ihm das Amulett in die Herzgegend.

Ein schmerzhaftes Wiehern entrang sich der knöchernen Brust des

unheimlichen Tieres. Dann sank es in die Knie.

Die Dämonin ließ die Zügel des Pferdes fahren.

Noch einmal richtete es sich auf. Und in einer letzten Zuckung machte es einen Satz nach vorn und begrub den Professor unter sich.

Er hatte das Gefühl, ihm würde der Brustkorb zerquetscht. Die Luft entwich pfeifend seinem Mund, und für einen Augenblick wurde es schwarz vor seinen Augen.

Sein Hemd war aufgerissen, und quer über die Brust hatten die Hufe des Pferdes eine Wunde gerissen, aus der sofort das Blut floss.

Ein brennender Schmerz raste durch Zamorras Körper. Unwillkürlich krümmte er sich zusammen, als könne er dadurch die Schmerzen lindern. Doch das Feuer in seinem Inneren loderte weiter.

Mit Mühe nur konnte er sich von dem knöchernen Untier freimachen. Ganz in der Nähe sah er die anderen Kreaturen, von denen er sich Kraft seiner Gedanken und mit Hilfe des Amuletts gelöst hatte, heranstürmen.

Die blanke Mordlust flackerte in ihren Augen, und Zamorra wusste, dass sein Todesurteil bereits gesprochen war und nur vollzogen werden musste.

Suchend irrte sein Blick in die Runde. Er hielt Ausschau nach dem Schwert des Lichtes.

Da lag es, nicht weit von ihm entfernt.

Es hatte immer noch nicht seine Leuchtkraft wiedergewonnen.

Noch war es stumpf und glanzlos und unterschied sich in nichts von anderen Schwertern.

Doch Zamorra musste es versuchen. Es war die einzige Hoffnung, die ihm blieb. Das Amulett in seiner Faust haltend, rannte er auf die Dämonin zu.

Und das Amulett hatte von seiner Wirkung nichts eingebüßt.

Schritt für Schritt wich sie zurück.

Zamorra bückte sich nach dem Schwert.

Kaum hatte er es in seiner Hand, da begann es auf einmal wieder in seinem alten Glanz zu strahlen. Jetzt war der Professor gegen alles gewappnet. Jetzt war er auch entschlossen, die Dämonensklaven nicht mehr zu schonen. Doch erst musste er es mit der Dämonin selbst aufnehmen.

Lauernd ging er auf sie zu.

Sie hatte die Sense erhoben und war zur Abwehr bereit.

***

In der linken Hand sein Amulett und in der rechten das Schwert – so machte der Professor einen Ausfall. Er wollte mit dem Amulett die Dämonin ablenken, um mit dem Schwert einen Treffer landen zu können.

Doch die Dämonin war auf der Hut.

Sie grinste teuflisch. »Nun wirst du sehen, was dir deine Waffen nützen. Sei gewiss, dass das hier dein letzter Kampf sein wird. Nichts wird dich mehr verschonen können. Dein letztes Stündlein hat geschlagen!«

Zamorra ließ sich nicht verwirren. Er achtete gar nicht auf die Worte der Dämonin und behielt nur die mörderische Sense im Auge.

Gekonnt wehrte die Dämonin den von Zamorra geführten Hieb ab. Dabei vergaß sie auch nicht, sich vor dem Amulett in Sicherheit zu bringen.

Zamorra musste feststellen, dass diese Gegnerin ihm gewachsen war. Was er an Mut und Gewandtheit mitbrachte machte sie dadurch wett, dass sie in seinen Gedanken lesen konnte.

Und das nutzte sie weidlich aus.

Auf alles, was Zamorra unternahm, hatte die Dämonin die richtige Abwehr zur Hand. Egal wie Zamorra das Schwert führte oder sein Amulett als Waffe einsetzte die Teufelin erkannte seine Absicht sofort und reagierte genau richtig.

Immer wieder prallte das flammende Schwert auf die Sense. Und immer wieder wurde Zamorra bis ins Innerste durchgeschüttelt, wenn die beiden Waffen aufeinander krachten.

Langsam erlahmten auch seine Kräfte. Zuviel hatte er in dieser Nacht mitgemacht, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam. Sein Körper forderte sein Recht, wollte Ruhe haben, sich entspannen.

Doch Zamorra zwang sich, wachsam zu bleiben und sich keine Blöße zu geben. Unzählige Male raste die Sense heran, und nur rein reflexartige Abwehrbewegungen bewahrten den Professor vor dem Schlimmsten.

Ihr Gesicht hatte sich zu einer hässlichen Maske verzerrt. Wahrscheinlich ahnte auch sie, dass es um ihre Existenz ging. Und es war niemand da, der ihr beistehen konnte.

Das Amulett, das dieser Mann da in der Hand hielt, jagte ihr panische Angst ein, wenn sie es auch nicht zeigte. In Wirklichkeit packte sie schon das Grauen, wenn sie es nur länger ansah.

Und an der Art, wie dieser Mann sich wehrte, erkannte sie, dass er mit allen Wassern gewaschen war.

Sie belauerten sich gegenseitig wie zwei Kampfhähne.

Zamorra behielt die Dämonin genau im Auge. Er bemühte sich, etwas anderes zu denken, um ihr nicht vorzeitig anzuzeigen, was er beabsichtigte.

Und die Methode hatte Erfolg.

Der Schlag traf die Sense der Dämonin völlig überraschend.

Erschrocken schrie sie auf und musste zusehen, wie die Sense davonflog.

Schon hatte er das Schwert zum alles vernichtenden Schlag erhoben, da glitt über das Gesicht der Dämonin ein Schimmer der Befriedigung, und sie verzog das Gesicht zu einem erfreuten Grinsen.

Zamorra stutzte.

Da erhielt er einen brutalen Schlag in den Rücken.

Geifernder Atem traf seinen Nacken. Ein Keuchen erklang, und wieder bekam der Professor einen Treffer ab.

Zwei Fäuste hielten ihn an den Schultern gepackt, und Zamorra konnte sich nicht befreien.

Krampfhaft versuchte er, seinen Kopf zu drehen, um seinen neuen Gegner zu sehen.

Es gelang ihm nicht.

Wie in einen Schraubstock eingespannt kam er sich vor.

Dann hatte diese Bestie doch einen Verbündeten. Zamorra fragte sich, wer es wohl sein mochte.

Vielleicht das Monstrum aus dem Tal der Sorgen?

Die Dämonin hatte sich gebückt und die Sense wieder aufgehoben.

Zamorra stemmte sich mit aller Kraft gegen den Griff. Dann kam ihm die rettende Idee. Er drückte das Amulett gegen eine der Hände, die seine Schultern umklammerten.

Augenblicklich fühlte er sich losgelassen.

Er fuhr herum – und traute seinen Augen kaum!

Es war Pierre Cousteau, der hinter ihm stand!

Sein Freund, der zu einem der Sklaven dieser Dämonin geworden war. Ein Schluchzen stieg in Zamorras Kehle hoch, das er aber unterdrückte.

Nein, das durfte nicht sein!

Sollte er seinen Freund opfern, um selbst mit dem Leben davonzukommen?

Nein, das konnte er um keinen Preis. Zu viel verband ihn mit Cousteau.

Sollte er vielleicht für die Seele seines Freundes bitten und sich in die Hände der Dämonin begeben?

Auch das wäre ihm unmöglich, denn damit hätte er das Erbe seiner Ahnen verraten.

Was blieb ihm also zu tun?

Nichts! Das erkannte er mit schrecklicher Gewissheit. Er war in sich selbst gefangen – und die Teufelin wusste es.

Mit katzenhaften Schritten kam sie auf ihn zu.

Die Sense zuckte durch die Luft auf seine linke Hand nieder. Sie hakte sich in die Kette seines Amulettes, und zum zweiten Mal wurde es ihm entrissen.

Die Dämonin schleuderte es hinter sich.

Dann traf der Stiel der Sense den anderen Arm.

Das Schwert löste sich aus seinem Griff und flog ebenfalls durch die Luft.

Die Bestie lachte triumphierend auf. »Du hast gut gekämpft, Mensch. Doch wie du siehst, war es umsonst. Nichts kann dir jetzt mehr helfen. Und dein eigener Freund wird mir zur Seite stehen, wenn ich dich jetzt richte, wie ich es vorgehabt habe. Wehre dich nicht, denn nun ist endgültig Schluss. Du hast mich lange genug beschäftigt. Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun, als mit einem Sterblichen zu kämpfen. Doch ich will mir einen Siegespreis mitnehmen.«

Und wieder entstellte ein grässliches Lachen ihre Züge. »Ich will deinen Schädel! Ich werde ihn aufbewahren und jedem zeigen, der sich mir widersetzen will. Denn ich muss zugeben, dass bis jetzt keiner meiner Gegner ähnlich verbissen gekämpft hat und sich so lange behaupten konnte wie du. Und wenn ich dich erledigt habe, werde ich deine Begleiterin holen und sie ebenfalls zu meiner Dienerin machen. Sei bereit, du stirbst.«

Und mit diesen Worten holte sie mit der Sense aus.

Unaufhaltsam sah Zamorra sie auf sich zurasen.

Wie ein Film lief sein ganzes Leben vor seinem geistigen Auge ab.

Eine völlig irrsinnige Frage beschäftigte ihn: Wo würde man ihn finden – als kopflose Leiche.

Würde er überhaupt wieder auf seine Welt zurückkehren? Oder würde er für immer in der Dimension der Dämonen und des Bösen verschwunden sein?

Die Klinge vor seinen Augen wurde riesengroß und schimmerte silbrig.

Fast konnte er sie schon an seinem Hals spüren…

***

Ein heller Schrei riss Zamorra aus seiner Trance, in der er den Tod erwartete.

Der Schrei kam von hinten. Dann fühlte er sich nach vorn gestoßen.

Haarscharf pfiff die Sense an seinem Hals vorbei. Doch der Stiel krachte mit brutaler Gewalt gegen seine Schläfe.

Es wurde schwarz um ihn, und er kippte nach vorn. Schwer schlug er mit dem Gesicht auf dem Boden auf. Eisige Kälte stieg in ihm hoch.

War das der Tod? War es so, wenn man stirbt?

Langsam, regelrecht tastend, fand er wieder in die Wirklichkeit zurück, in eine Wirklichkeit, die an Grauen alles überstieg, was man sich vorstellen konnte.

Ein zweiter Körper stürzte neben ihm auf den Boden.

Instinktiv rollte Zamorra sich zur Seite. Aus den Augenwinkeln sah er, dass es Pierre Cousteau war, der da neben ihm lag. Der Ausdruck des Wahnsinns war in seinen Augen überdeutlich.

Zamorra wollte die Hand ausstrecken, da ertönte ein neuer Schrei.

Jetzt war es die Dämonin, die ihre ohnmächtige Wut hinausschrie in die Nacht des Schreckens.

Zamorra war nur von einem Willen besessen – um jeden Preis zu überleben. Er musste die Menschheit retten. Das war die Aufgabe, die er mit dem Amulett übernommen hatte.

In einiger Entfernung sah er etwas auf dem Boden blitzen. Es war sein silberner Talisman.

Müde kroch er darauf zu. Ihm war nun alles gleichgültig. Jeden Moment rechnete er damit, aufgehalten zu werden.

Aber hinter ihm war nur ein wütendes Kreischen.

Er machte sich nicht die Mühe, sich umzuwenden. Nur das Amulett hatte sich in seinen Gedanken festgebrannt. Er musste es erreichen, es berühren, neue Kraft schöpfen.

Zentimeterweise schob er sich vorwärts.

Dann hatte er es erreicht. Seine Hand schloss sich darum, umklammerte es, wollte es nie mehr loslassen.

Ein Kraftstrom durchpulste seinen Körper, gab ihm neue Zuversicht und schien ihm zu signalisieren, dass noch Hoffnung bestand.

Er wandte sich um. Da sah er auch, wem er seine Rettung zu verdanken hatte. Es war das Mädchen, das er mit dem alten Mann in dem Palmenwald getroffen und das ihn gewarnt hatte.

Auf wunderbare Weise musste sie aus ihrer Erstarrung erwacht sein und ihn im letzten Augenblick gerettet haben.

Zamorra dankte insgeheim allen guten Geistern.

Aber jetzt war es an ihm, als Retter aufzutreten.

Das Mädchen kniete vor der Dämonin.

Die Bestie hatte die Haare des Mädchens gepackt und zerrte sie hin und her. Dabei ließ sie die Sense durch die Luft pfeifen und machte Anstalten, das Mädchen zu köpfen.

Zamorra sah das Schwert am Boden liegen und stürzte darauf zu.

In dem Moment, in dem er es berührte, fing es plötzlich wieder an zu leuchten.

Zamorra drehte sich um und jagte nun auf die Dämonin zu.

Sie hörte die Schritte und wandte dem Professor ihre Fratze zu.

Zamorra führte mit dem Schwert einen verzweifelten Schlag gegen die Dämonin und traf die Sense.

Der Stiel brach, und die Klinge knickte weg.

Mit einem wüsten Fluch schleuderte die Teufelin den nutzlosen Stiel gegen Zamorra.

Elegant wich er dem Wurfgeschoss aus. Harmlos bohrte sich der Stiel neben ihm in den Boden.

Zamorra wollte auf die Dämonin losgehen, doch so sehr er sich auch bemühte, sie mit dem Schwert zu treffen, es wich immer wieder zur

Seite, als trüge die Dämonin einen Schutzschild um sich.

Sie lachte. »Begreife doch, du bist mir nicht gewachsen. Es ist das Schwert meiner Schwester. Es wird mir nie etwas anhaben können. Gib auf. Du kannst mir nicht entkommen.«

Und sie kam Zamorra entgegen. Dabei streifte sie das Pferd mit der Hand. Sie vollführte über seinem Kopf eine Bewegung mit der Hand, und es sprang auf.

Die Dämonin saß auf und trieb es gegen den Professor an. Hoch bäumte es sich auf.

Doch es griff den Professor nicht an. Es sprang über ihn hinweg und jagte davon.

Zamorra sah auch, wohin die Dämonin ihr Ross lenkte.

Auf den schwarzen Stein zu, der auf einer Säule aus schwarzem Jettstein lag…

Die einzige Brücke in seine Welt.

Zamorra durchfuhr ein eisiger Schreck. Sollte er doch noch so kurz vor dem Ziel zur Niederlage verdammt sein?

***

Tatenlos blickte Zamorra hinter der davonjagenden Dämonin her.

Eine seltsame Lähmung hatte von ihm Besitz ergriffen und bannte ihn auf die Stelle.

Alles in ihm schrie danach, die Dämonin zu verfolgen und sie von ihrem Tun abzuhalten. Einem Tun, das Zamorra die ewige Verdammnis bringen sollte. Für immer wäre er in dieser Welt des Bösen gefangen. Wie ein Wanderer ohne festes Ziel würde er die Jahrhunderte hindurch über die endlosen Weiten, die grausamen Wüsten dieses Reiches jenseits von Raum und Zeit eilen müssen. Nie würde ihn der Tod aus dem Jammertal erlösen, und dank seinem Amulett würde er immer wieder um Haaresbreite an dem erlösenden Tod vorbeikommen. Und ewig würde sein Kampf gegen die Dämonen dauern, doch nie würde er letzten Endes Sieger bleiben. Eine Sisyphusarbeit, die seiner harrte und vor der er ein unsagbares Grauen empfand.

War denn da niemand, der ihm half, der ihm beistand, den letzten vernichtenden Streich gegen die Dämonin zu führen und sie ein für allemal mattzusetzen?

Überlaut dröhnte das Hufgetrappel des Dämonenpferdes in Zamorras Ohren.

Die Dämonin wurde immer kleiner und schien ganz seinen Blicken zu entschwinden. In der Ferne leuchtete hell die Säule, auf der der geheimnisvolle Stein ruhte. Und dieser Stein stellte Zamorras letzte Möglichkeit dar, in seine Zeit und in seine Welt zurückzufinden.

Verzweifelt betrachtete er das Schwert des Lichtes in seiner Hand.

Es konnte ihm auch nicht viel weiterhelfen. Er hatte es geahnt, als er seine Hand zum ersten Mal darauf gelegt hatte: Nie würde er es gegen die Schwester der Astarte erheben können. Astarte konnte ihn lediglich vor der Dämonin schützen und ihm helfen, aus dieser tödlichen Umklammerung herauszugelangen. Doch ihrer Schwester schaden können würde er damit niemals.

Also half ihm diese Waffe auch nicht viel weiter.

Er wollte das Schwert schon enttäuscht und wütend von sich schleudern, doch irgendetwas hielt ihn geheimnisvollerweise davon ab.

Es war, als würde eine Ahnung ihm sagen, dass er diese Waffe noch brauchen würde.

Seine Gedanken rasten. Krampfhaft suchte er nach einer Möglichkeit, die Dämonin aufzuhalten und ihr entgegenzutreten, um mit ihr abzurechnen. Auch dachte Zamorra an die Seelen der armen Verlorenen, unter ihnen sein Freund Pierre Cousteau, die gleich ihm zurückkehren wollten in ihre Welt, aus der sie vor Jahren von einem unbarmherzigen Schicksal gerissen worden waren.

Fast zögernd und vom Sinn seines Vorhabens nicht überzeugt, setzte Zamorra sich in Bewegung und rannte hinter der davonreitenden Dämonin her.

Viel zu langsam war er für deren rasenden Ritt auf den Stein zu, der weit vor ihm schimmerte. Dabei schwang die Dämonin die Sense und stieß Schreie des Triumphes aus. Sie sah sich bereits als Siegerin und glaubte nicht, dass sie noch etwas aufhalten konnte.

Ihr flammend rotes Haar flatterte im Wind. Mit weit ausgreifenden Schritten stürmte das Pferd vorwärts, von seiner Reiterin gnadenlos angetrieben. Doch es kannte keine Müdigkeit, kein Aufbäumen, denn ebenso wie die Dämonin entstammte es einer Welt, in der weder Zeit noch Raum Bedeutung hatten.

Gespenstisch hallte das Klappern der Knochen des Pferdes über die weite Ebene, deren grauer Boden in immerwährender Bewegung waberte und wallte.

Zamorra rannte vorwärts, sprintete mit der Kraft der Verzweiflung und glaubte schon begreifen zu müssen, dass er für immer in dieser Zwischendimension gefangen sein würde.

Da verspürte er plötzlich einen gewissen Schub von hinten, der ihn schneller vorwärts trieb. Es war weniger ein Schub im eigentlichen Sinne als vielmehr die Fähigkeit, noch schneller zu laufen, ja geradezu zu fliegen.

Irgendeine geheimnisvolle Kraft schien ihn zu beseelen und mit neuen, nie geahnten Energien zu versehen. Zamorra glaubte zu wissen, um wen es sich handelte.

Es musste Astarte sein, die mit ihren Mächten in dieses Spiel um

Leben und Tod eingriff. Sie konnte zwar ihrer Schwester nie als Gegnerin gegenübertreten, doch sie konnte einen anderen, in diesem Fall Zamorra, als eine Art Werkzeug benutzen.

Zamorra machte sich keinen Gedanken über den möglichen Ausgang des Kampfes. Ihm stand nur seine Assistentin und das Schicksal seines Freundes vor Augen, zwei Menschen, die ihm nahe standen und die nach seiner Meinung durch Zamorras Verschulden in diese Situation gekommen waren. Sie musste er retten, und wenn es sein Leben kosten sollte. Dass er dabei vielleicht auch der Göttin Astarte einen Dienst erwies, nahm er gar nicht so bewusst wahr.

Ihm war egal, von welcher Seite er Hilfe erhielt.

Immer länger wurden Zamorras Schritte, und immer schneller flog er hinter der Dämonin her.

Die Kraft und die Zuversicht, die ihn beseelten, verliehen ihm Flügel. Doch wusste der Professor, dass diese Hilfe mit logischen Gründen kaum zu erklären war und es keinen Zweck hatte, nach dem Warum zu fragen.

Er hielt das Schwert fest gepackt und war entschlossen, mit der Dämonin einen Kampf bis zur Entscheidung zu führen.

Er oder sie – anders war es nicht zu machen. Wenn er auf der Strecke blieb, dann hatte er zumindest alles versucht, was in seiner Gewalt gestanden hatte, blieb sie auf der Strecke, dann blieb die Welt vorerst von den bösen Einflüssen aus der Dämonenwelt verschont.

Lange würde es ja mit Sicherheit nicht dauern, bis die Dimension des Bösen einen neuen Sendboten schickte.

»Halt! Bleib stehen! Wehr dich!«, donnerte Zamorras Stimme durch die Einöde.

Die Reiterin vor ihm schenkte seinem Ruf keine Beachtung.

Im Lauf nahm Zamorra sich das Amulett vom Hals.

Einmal hatte er schon Erfolg gehabt, als er den silbernen Talisman als Wurfgeschoss benutzt hatte. Vielleicht war ihm auch dieses Mal das Glück hold, und er traf das Dämonenpferd oder sogar die Dämonin selbst.

Er wollte es versuchen. Er schwang das Amulett in weiten Kreisen um den Kopf, und ließ es im geeigneten Augenblick los. Es wirbelte blitzend durch die Luft, schoß hinter der Fliehenden her. Wie von Geisterhand geführt senkte es sich dann und traf das Pferd am Hinterteil.

Wie vom Blitz getroffen brach es in die Knie und sackte zusammen. Als wäre die Dämonin darauf vorbereitet gewesen, sprang sie herunter und wandte sich um.

Sie sah den Professor mit dem Schwert des Lichtes auf sich zukommen.

Hohngelächter entrang sich ihrer Kehle. »Was meinst du denn, wer

du bist? Glaubst du, du hättest mich jetzt in der Falle? Menschlein, noch sind wir Dämonen euch überlegen!«

Sie schleuderte ihm diese Worte mit einem bösartigen Grinsen auf den hassverzerrten Gesichtszügen entgegen.

Zamorra verhielt seinen Schritt. Er musste sich erst vergewissern, dass er den Rücken frei hatte und gegen wie viele Gegner er überhaupt zu kämpfen hatte. Vielleicht hatte die Teufelin sich Hilfe geholt, die nun im Hinterhalt auf ihr Opfer lauerte.

Doch er konnte nichts Verdächtiges erkennen.

Weit hinter ihm stand die Schar der Besessenen, die anscheinend nicht wussten, was sie tun sollten, oder auf wessen Seite sie kämpfen sollten.

Der alte Mann, der mittlerweile auch erwacht war, bemühte sich um das Mädchen, das Zamorra vor dem tödlichen Streich mit der Sense gerettet hatte.

Rechts und links vom Professor befand sich nichts, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Es war grau in grau, grauer Boden, grauer Himmel, grauer Horizont. Wohin das Auge auch blickte, überall war dieses lähmende Wabern einer grauen Masse, die irgendwie auf schrecklichste Art bedrohlich wirkte.

Vor sich sah Zamorra die Dämonin, die auf ihn wartete. Ein Stück hinter ihr erkannte Zamorra die hüfthohe Säule, auf der der schwarze Stein lag. Zamorra wusste, dass dieser Stein seine Lebensversicherung war und dass er ihn um jeden Preis in seine Hand bekommen musste. Darauf konzentrierte er sich jetzt.

Doch er hatte nicht mit den Fähigkeiten der Teufelin gerechnet.

»Aha, den Stein willst du also«, stellte sie kreischend fest, »dann hol ihn dir doch. Aber du wirst einige Schwierigkeiten haben, wenn du an ihn herankommen willst. Denn noch stehe ich hier, und ich lasse nicht zu, dass ein Fremder sich in den Besitz dieses Symbols setzt. Darum hüte dich, einen Frevel zu begehen. Meine Rache wird schrecklich sein, und dein Leben ist besiegelt!«

Zamorra achtete nicht auf die Worte.

Er hatte auf dem grauen Untergrund sein Amulett blitzen gesehen.

Er musste es unbedingt bei sich haben, sonst wäre er der Teufelin schutzlos ausgeliefert.

Mit vorn übergebeugtem Oberkörper kam er näher. Er hatte einen lauernden Blick in den Augen, und das Schwert hatte er erhoben, als wolle er jeden Moment einen Ausfall machen. Er wusste, dass die Dämonin vor der Waffe ihrer Schwester einen großen Respekt hatte, und er sah, dass er sich nicht getäuscht hatte.

Aufmerksam verfolgte die Dämonenfürstin jede seiner Bewegungen. Dabei übersah sie völlig den wahren Zweck von Zamorras Aktionen. Zumal er sich auch in seinen Gedanken nicht verriet. Er dachte wirres

Zeug, summte in Gedanken ein Kinderlied vor sich hin und war krampfhaft bemüht, kein einziges Mal an seinen silbernen Talisman zu denken.

Und es schien ihm tatsächlich zu gelingen. Schritt für Schritt wich die Teufelsfrau vor dem drohend erhobenen Schwert zurück, und jeder dieser Schritte brachte Zamorra seinem Amulett näher.

Bis die Dämonin merkte, was Zamorras wirkliche Absicht war, war es bereits zu spät für ihr Eingreifen.

Zamorra stürzte mit einem plötzlichen Satz nach vorn. In diesem Moment sah die Dämonin das Blitzen auf dem Boden und wusste sofort, was ihr da durch die Lappen gegangen war.

Mit einem Wutschrei wollte sie sich nach vorn stürzen, doch hatte der Professor das Amulett bereits aufgehoben und in der Hand. Er stieß es der Dämonin entgegen. Sie schrie enttäuscht auf und wäre fast mit Zamorra zusammengeprallt.

Mit einer eleganten Bewegung entging sie dem Amulett und dem Schwert und glitt an ihm vorbei.

Zamorra drehte sich mit und verfolgte jede ihrer weiteren Bewegungen.

Die Dämonin stand einen Moment unschlüssig.

Zamorra wollte die Chance nutzen und zu der Steinsäule stürzen, auf der der schwarze Stein lag.

Aber seine Gedanken hatten ihn verraten, und die Dämonin reagierte sofort.

Sie stieß sich vom Boden ab und begann zu fliegen. Zu seinem Schrecken musste Zamorra sehen, wie ihr plötzlich aus dem Rücken Flügel gewachsen waren.

Es sah grauenhaft aus, wie sie da so über ihm schwebte. Zwei normale Arme hielten die Sense, und zwei gefiederte Arme peitschten die Luft und rissen den in seiner Bosheit verdorbenen und makellosen Körper vom Boden hoch.

Zamorra folgte diesem Flugmonster der Finsternis mit den Augen, bis er es nicht mehr sehen konnte.

Seine Lippen formten den stummen Wunsch, sie möge zurückkehren.

Er machte einen neuerlichen Schritt auf die Kristallsäule zu. Da hörte er plötzlich brausendes Flügelschlagen über sich. Mit wütendem Kreischen stürzte sich die Dämonin auf ihn. Zamorra konnte sich soeben noch fallen lassen, sonst wäre die Sense sein Tod geworden.

Um Haaresbreite pfiff sie an seinem Schädel vorbei. Mit wildem Gekreisch erhob sich die Dämonin wieder in die Lüfte.

Und wieder machte sie einen neuen Vorstoß. Diesmal täuschte sie einen Frontalangriff vor, schwenkte aber im letzten Moment herum, so dass sie für den Professor von hinten kam.

Zamorra hatte jedoch dieses Spiel durchschaut und konterte sofort

richtig. Er fuhr im letzten Moment herum, nachdem er die Angreifende in Sicherheit gewiegt hatte, dann vollführte er mit dem Schwert des Lichtes einen wütenden Streich in die Luft.

Er hatte blind geschlagen, wollte die Dämonin eigentlich nur abgewehrt haben. Doch das Schwert traf auf einen Widerstand. Ein greller Schrei war die Antwort.

Dann verspürte Zamorra ein Brennen auf seinem rechten Arm.

Verwirrt schaute er in die Luft, und da sah er es. Er hatte einen Flügel der Teufelin getroffen. Und das Brennen auf seinem Arm war Blut aus der Wunde – Dämonenblut! Das Brennen wurde immer stärker, schien seinen ganzen Körper verzehren zu wollen.

Zamorra biss auf die Zähne. Jetzt nur nicht klein kriegen lassen. Er musste die Dämonin so schnell wie möglich erledigen, denn wenn es sie nicht mehr gab, dann erlosch auch ihre Macht über alle anderen Menschen, die sie in ihre Gewalt bekommen hatte.

Zamorra war auf der Hut und belauerte die Satansdienerin aufmerksam. Sie schwebte über ihm und beobachtete ihn argwöhnisch.

Zamorra sah den Schmerz in ihren Augen, und irgendwie ahnte er, dass er aus diesem Kampf als Sieger hervorgehen würde. Ganz gleich, wie er kämpfte, er würde es schaffen.

Die Dämonin schien sich entschlossen zu haben. Sie setzte erneut zum Sturzflug an.

Zamorra war bereit. Das Schwert hatte er mit beiden Fäusten gepackt und auf die Dämonin gerichtet. Er wollte im ersten möglichen Moment zuschlagen, um die Teufelin vielleicht so zu verletzen, dass sie nicht mehr fliegen konnte.

Zamorra hörte das Pfeifen in der Luft, als sie mit angelegten Flügeln auf ihn heruntergeschossen kam. Unwillkürlich zog er den Kopf zwischen die Schultern, wich aber keinen Zentimeter.

Jetzt war die Höllenfürstin fast bis auf Reichweite herangekommen. Zamorra wollte schon zuschlagen, da steuerte sie über ihn hinweg und stieg wieder auf. Sie flog immer weiter und verharrte dann in der Luft, wie ein Raubvogel, der eine Beute erspäht hatte.

Und dann sah Zamorra auch, was die Dämonin da erspäht hatte.

Es war die Kristallsäule mit dem schwarzen Stein. Sie fixierte ihn und Zamorra fragte sich, was sie damit wohl bezwecken mochte, als die Ereignisse für sich selbst sprachen.

Der Stein fing plötzlich an zu leuchten. Ebenso die Augen der Dämonenfürstin.

Und dann bildete sich zwischen den Augen der Dämonin und dem geheimnisvollen Stein eine Lichtbrücke, die an Leuchtkraft ständig zunahm.

Dabei wurde der Stein mit der Säule, so erschien es Zamorra

wenigstens, stetig kleiner, und das Leuchten nahm auch immer mehr ab.

Zamorra kombinierte, und Verzweiflung und Angst umklammerten sein Herz.

Die Dämonin war dabei, die letzte Verbindung Zamorras zur Welt der Sterblichen zu zerstören.

Kraft ihrer Gedanken sorgte sie dafür, dass der Stein verschwand und Zamorra für immer an diesen Ort gebannt war.

Zamorra dachte fieberhaft nach. Und dann hatte er etwas gefunden, was er als letzte Lösung ansah.

Diese Idee setzte er sofort in die Tat um.

Er machte einen Schritt nach vorn und noch einen, und schließlich stand er seitlich von der Lichtbrücke, holte mit dem Schwert aus und nahm Maß.

Die Dämonin, die in ihr Tun vertieft war, hatte ihn zuerst gar nicht bemerkt. Doch nun, als sie das Schwert des Lichtes unter sich in der wabernden Dämmerung aufblitzen sah, ahnte sie mit schrecklicher Gewissheit, dass ihre Stunden gezählt waren. Nie wieder würde sie über ein Reich des Bösen und Verdorbenen regieren.

»Nein! Nein! Tu's nicht!«, schrie sie in letzter Verzweiflung. Es war ein Schrei, in dem eine Angst lag, die Zamorra noch nie in dieser Art gehört hatte. Es war die Furcht eines Tieres vor dem Fangeisen.

Doch Zamorra ließ sich von dem Schrei nicht einschüchtern.

Entschlossen reckte er das Schwert hoch und ließ es mit aller Kraft niedersausen.

Ein Pfeifen lag in der Luft.

Das Schwert wurde ihm aus der Hand geprellt.

Aber der schwarze Stein war getroffen.

Er zersprang in Tausende von Stücken. Aber auch die Kristallsäule bekam etwas mit.

Der Länge nach geteilt, sank sie um. Es dröhnte ohrenbetäubend, als sie auf dem Boden aufschlug.

Das Dröhnen war das letzte, was Zamorra noch bewußt hören konnte. Dann stürzte er auf eine unendliche Schwärze zu und wurde von ihr verschluckt…

***

Nicole Duval fragte sich, wie sie nur in dieses Inferno des Grauens geraten war. Seit Stunden schon, so schien es ihr, drohten die Sandmassen sie zu ersticken und unter sich zu begraben. Immer neue Berge dieses weißen Staubs sickerten durch die Türöffnung und zu den Fensterhöhlen herein und deckten sie mit gnadenloser Monotonie mehr und mehr zu.

Sie hatte sich immer wieder hochgekämpft und dafür gesorgt, dass

sie mit den Sandmassen weiter in die Höhe stieg. Doch nun war es damit zu Ende. Denn sie stieß mit dem Kopf bereits an die Decke.

Ihr Schicksal war besiegelt, ihr grauenvoller Tod nur noch eine Sache von Minuten.

Hier ging es nicht mehr weiter, und der Sand stieg und stieg. Dieser Strom schien nie versiegen zu wollen.

Mit müden Bewegungen schaufelte sie den Sand beiseite, so dass sie noch Luft bekam. Nun bedeckte er schon ihre Beine, die Hüften und stieg hoch bis zur Brust.

Zentnerlasten drückten auf Nicoles Lungen, und sie konnte kaum atmen. Keuchend vor Angst und Luftmangel räumte sie die Sandmassen beiseite.

Umsonst. Der Pegel stieg weiter an. Es war wie ein Meer, das über die Ufer getreten war und die Deiche niedergerissen hatte. Nichts konnte es aufhalten oder in andere Bahnen lenken. Der Mensch war machtlos, konnte dem Naturschauspiel nur tatenlos zuschauen.

Für Nicole war die Situation genauso. Sie verlor den Mut vollends und ergab sich gleichgültig in ihr Schicksal.

Sie bewegte sich nicht mehr, versuchte auch nicht, sich frei zu graben, und harrte dem Tod, der schon auf leisen Sohlen heranschlich.

Sie dachte an ihre Eltern, ihren Chef und an Château Montagne, auf dem sie so viele interessante Stunden verlebt hatte.

Hoffentlich war ihrem Chef nichts passiert. Und vor allen Dingen, wenn sie doch wüsste, wo er sich im Augenblick aufhielt, dann wäre ihr bestimmt wohler gewesen.

In ihrem Denken und in den Wahnvorstellungen, die sie dem nahenden Erstickungstod zuschrieb, bemerkte sie gar nicht, dass der Sandstrom auf einmal allmählich versiegte.

Es wurde totenstill. Da war nicht mehr das nervtötende Geräusch rieselnden und perlenden Sandes, der sich wie eine Wasserflut zu den Öffnungen des Gebäudes hereingoss.

Nicole knipste die Taschenlampe an, die sie noch zur Verfügung hatte. Die Batterien waren schon fast leer, doch der Schein reichte aus, um die Glück bringende Wahrheit erkennen zu können.

Es hatte wirklich aufgehört.

Langsam kippte ihr Oberkörper nach vorn und zuckte krampfhaft.

Gerettet!

***

Zamorra schlug die Augen auf.

Es dauerte einen Moment, bis er sich an die herrschende Dämmerung gewöhnt hatte.

Er lag auf hartem und kühlem Untergrund. Er tastete um sich und stellte fest, dass er einen festgestampften Boden unter den Händen

spürte.

Zu einer Öffnung ihm gegenüber drang gedämpftes Licht herein.

Zamorra schaute sich um, um sich zurechtzufinden.

Was war mit ihm geschehen? Er konnte sich nur daran erinnern, dass vor seinen Augen ein unermesslich großer Kristallbrocken in zwei Hälften geteilt zu Boden gesunken war.

Dann war es um ihn schwarz geworden.

Stöhnend fasste sich der Professor an den Kopf. Hatte er das etwa alles nur geträumt?

Eine Bewegung vor ihm ließ ihn erstarren.

Eine Gestalt befand sich da.

Wie lange wohl schon?, fragte sich der Professor.

War es ein Feind, oder konnte er von der Person Hilfe erwarten.

Zamorra wollte etwas sagen, aber seine Stimme brachte keinen Ton hervor. Sie war regelrecht verstummt.

Es schüttelte ihn jetzt noch, wenn er die soeben überstandenen Abenteuer an sich vorüberziehen ließ.

Die Gestalt kam näher. Es war ein Mann, den Zamorra nie gesehen hatte. Hinter ihm kamen noch andere Gestalten!

Sollte es dieser Teufelin etwa gelungen sein, ihre dämonischen Heerscharen zur Erde geschickt zu haben?

Zamorra wollte sich erheben. Eine rasche Bewegung ließ ihn herumfahren. Doch nicht schnell genug. Ehe er etwas unternehmen konnte, fühlte er sich bereits gepackt und – sanft gestützt. Man half ihm beim Aufstehen!

Im hereindringenden Licht versuchte er, seinem Helfer ins Gesicht zu schauen.

Es war ein alter Mann. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. Hatte er es nicht vor kurzem schon einmal gesehen? Er konnte sich vage entsinnen.

Doch dem Alten musste es genauso gehen. Auch über sein Gesicht glitt ein Schimmer des Erkennens. Zamorra wollte etwas sagen, doch der Alte legte die Finger auf seinen Mund, als Zeichen, dass sein Gegenüber schweigen sollte.

Dann schaute er ihn ernst an.

Es war, als hätte der Blick Zamorra an etwas erinnert.

Wie von Furien gehetzt sprang er auf.

Nicole!

Was war mit ihr?

Er rannte nach draußen.

Die Morgendämmerung war bereits angebrochen, und die Sterne verblassten. Es war empfindlich kalt. Doch Zamorra merkte von alledem nicht das Geringste. Er dachte nur an seine Assistentin. Hoffentlich war ihr nichts zugestoßen.

Zamorra fand die Straße, auf der sein Jeep stand. Ein Spaten lag dort am Boden, als hätte noch vor kurzem jemand hier gegraben.

Zamorra packte den Spaten und fing an zu graben wie ein Berserker. In etwa konnte er sagen, wo der Eingang des Gebäudes lag. Er hatte schließlich den Landrover genau davor geparkt.

Er grub wie ein Wilder.

Ein Geräusch von links ließ in zusammenzucken.

Er schaute hinüber. Es war ein Mann in einem weißen Burnus, der sich wie selbstverständlich mit einer anderen Schaufel an die Arbeit gemacht hatte. Und noch weitere kamen plötzlich hinzu. Sie alle begannen zu graben, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt.

Und alle mieden den Professor mit ihren Blicken. Der merkte sehr schnell, dass er mit den Leuten kein Gespräch anfangen konnte.

So grub er weiter. Nach etwa zehn Minuten hatten sie es geschafft.

Nicole Duval wühlte sich durch den letzten Sandwall, der sie vom Tageslicht trennte und fiel ihrem Chef um den Hals.

Zamorra tröstete sie so gut es ging. »Ruhen Sie sich erst einmal aus«, sagte er mit beruhigender Stimme. »Dann werden wir weitersehen. Zum Erzählen haben wir auch morgen noch Zeit. Aber erst einmal…«

Ein lauter Ruf unterbrach den Satz.

»He, Zamorra, was ist denn hier los? Ein Menschenauflauf?«

Zamorra drehte sich um.

Strahlend kam ihm sein Freund Pierre Cousteau entgegen. Er winkte aufgeregt.

»Ich habe hier ein paar Leute gefunden, die wissen, wo noch mehr Höhlen mit Felsmalereien zu finden sind. Wir müssen sofort hin!«

Zamorra war mehr als erstaunt. Es schien so, als wüsste sein Freund überhaupt nicht, was geschehen war.

Zamorra fragte ihn danach.

»Passiert? Heute Nacht? Du spinnst wohl. Ich habe bloß einen ziemlich verrückten Traum gehabt. Ich habe mir vorgestellt, im Schlaf natürlich, ich wäre von einem Dämon besessen. So ‘n Quatsch, oder?«, fragte er seinen Freund Zamorra.

»Ja, ja, so ‘n Quatsch«, gab ihm dieser Recht und ging den Weg des geringsten Widerstandes.

Zum völligen Unverständnis von Pierre Cousteau drängte Zamorra sofort zum Aufbruch. Nicole ließ sich nicht lange überreden, und auch Cousteau musste sich schließlich der Mehrheit beugen.

Unter einer riesigen Staubwolke rollte der Landrover anderthalb Stunden später aus der Oase. Einige Eingeborene hatten zugeschaut, wie die Reisenden gepackt hatten.

Zamorra wusste, woher sie kamen, gab aber auf Nicoles und Pierres Fragen ausweichende Antworten.

Als der Wagen schließlich außer Sicht gelangt war, wandte sich ein

alter Mann, der mit einem Mädchen am Rand der Oase gestanden und dem Wagen nachgeschaut hatte, um und ging mit langsamen Schritten in die Oase zurück.

Es gab viel zu tun in dieser Ansiedlung in der Einöde.

Drei Jahre waren aufzuholen, drei verlorene Jahre…

ENDE